Einzelpreis 70 Heller.

Redaktion und Verwaltung: Prag, II., Nekazanka 18.

Telephone: Tagesredaktion: 26795, 31469. Nachtredaktion: 26797.

Postscheckamt: 57544.

Inserate werden laut Tarif billigst berechnet. Bei öfteren Einschaltungen Preisnachlaß.

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen: Bei Zustellung ins Haus oder bei Bezug durch die Post:

monatlich . . . . Kč 16.—
vierteljährlich . . „ 48.—
halbjährig . . . . „ 96.—
ganzjährig . . . . „ 192.—

Rückstellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einsendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.

10. Jahrgang. Donnerstag: 2. Jänner 1930 Nr. 2.

Neujahrsempfänge bei Masaryk.

Prag, 1. Jänner. Am 1. Jänner um 10 Uhr traf der Präsident zu den üblichen Neujahrsfeierlichkeiten in Prag ein. Um 11 Uhr fand sich der Doyen des Prager diplomatischen Korps, der päpstliche Nuntius Ciriaci, im Audienzsaal auf der Burg ein, der dem Präsidenten der Republik im Namen aller Vertreter der bei der Regierung akkreditierten ausländischen Staaten die besten Glückwünsche für die Tschechoslowakische Republik und ihren Präsidenten verdolmetschte.

Im Namen der Nationalversammlung erschienen der Vorsitzende des Abgeordnetenhauses Malypetr und der Vorsitzende des Senates Dr. Soukup und im Namen der Regierung gemeinsam mit dem Vorsitzenden der beiden gesetzgebenden Körperschaften Ministerpräsident Udržal, um dem Präsidenten ihre Glückwünsche auszusprechen. Dieser Besuch bei dem Präsidenten dauerte fast zweimal so lang als im Programm für den heutigen Tag ursprünglich vorgesehen war. Um 12 Uhr nahm der Präsident eine kurze Kundgebung der Vertreter der Armee entgegen.

Hindenburg:

Berlin, 1. Jänner. Der Reichspräsident empfing heute die Mitglieder der Reichsregierung und die Staatssekretäre, in deren Namen Reichskanzler Müller betonte, daß sich im vergangenen Jahre die Anstrengungen der deutschen Regierung der schließlichen Regelung der durch den verlorenen Krieg Deutschland zufallenden Lasten zuwandten. Redner würdigte die Bedeutung der Räumung der Zweiten Zone und sprach die Hoffnung aus, daß die zweite Haager Konferenz zur vollkommenen Verständigung zwischen den Nationen beitragen werde.

Der Reichspräsident verwies in seiner Antwort auf die Schwierigkeiten, die noch in der Zukunft die Regierung erwarten, und betonte die Notwendigkeit einer gerechten Verteilung der Deutschland auferlegten Lasten. Die deutsche Volkswirtschaft, insbesondere die Rentabilität der deutschen landwirtschaftlichen Erzeugung müsse gehoben werden. Zur Lösung ihrer Aufgaben müsse die Parteipolitik in den Hintergrund treten. Die Lebensfragen der deutschen Nation müssen sämtliche Deutschen in eine einheitliche Front zusammenschließen, denn, sagte der Präsident, wer entschlossen die Hand anlege und an den Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft mitarbeitet, der arbeitet wirklich im nationalen Interesse.

Doumergue:

Paris, 1. Jänner. Bei dem Neujahrsempfang des diplomatischen Korps durch Präsident Doumergue im Elysee brachte als Doyen der Apostolische Nuntius die Glückwünsche des diplomatischen Korps zum Ausdruck. Der Nuntius erklärte in seiner Ansprache, Frankreich sei eine der stärksten Stützen des Weltfriedens. Es wolle — und das sei sein Recht und seine Pflicht — in Würde, voller Unabhängigkeit und Sicherheit leben. Aber es wisse auch, daß heute weniger denn je ein Volk isoliert bleiben könne, und daher begünstigte Frankreich die wirtschaftliche Verständigung und die guten politischen Beziehungen zwischen den verschiedenen Staaten.

Präsident Doumergue dankte für die Glückwünsche und betonte, der Leitgedanke der französischen Regierung sei, den durch den langen Kampf verarmten und erschöpften Völkern eine moralische Entspannung zu verschaffen, die volle Entwicklung ihrer Fähigkeiten und Talente zu sichern und das Gefühl der Sicherheit und des Wohlstandes zu begünstigen. Die französischen Staatsmänner widmeten sich dieser Aufgabe mit Eifer und suchten den Streitigkeiten und Rankünen ein Ende zu bereiten, die der Krieg hinterlassen habe. Sie wollten unter den Nationen jenes Vertrauen und jene gegenseitige Achtung wiederherstellen, ohne die man vergeblich an der Herstellung des Friedens arbeiten würde.

Benes Delegationsführer im Haag.

Prag, 1. Jänner. Die tschechoslowakische Delegation für die zweite Reparationskonferenz wird heute nachts nach Haag abreisen. Die Delegation setzt sich aus dem Außenminister Dr. Beneš, dem Gouverneur der tschechoslowakischen Nationalbank Dr. Pospisil, dem Vertreter des Finanzministeriums Ministerialrat Dr. Hladky, dem Legationssekretär Dr. Heidrich vom Außenministerium und Konsul Sedmik zusammen.

Die Landarbeiter und die Agrarier.

Angesichts der Absicht der Agrarier, den landwirtschaftlichen Arbeitern die Löhne für 1930 herabzusetzen — vorläufig ist in der Landwirtschaft in Böhmen ein vertragsloser Zustand eingetreten — kommt dieser Artikel gerade recht:

Neulich schrieb das Zentralorgan der tschechischen Agrarier, der „Venkov", dem Sinne nach: Die Agitation der Sozialisten gegen die erforderlichen Maßnahmen zur Stützung der Landwirtschaft müssen überwunden werden. Dann heißt es in dem bezüglichen Artikel wörtlich:

„Es geht nicht an, daß sich jemand aus politischen Gründen gegen die wirtschaftlichen Forderungen von eineinhalb Millionen Bürgern stellen kann."

Welcher Art diese Forderungen sind, hat anläßlich der Debatte über die Regierungserklärung im Senat der agrarische Redner verkündet. Wie aus den Ausführungen des betreffenden Redners zu entnehmen war, fordern die Agrarier eine Erhöhung der Zölle, auf die wichtigsten Nahrungsmittel, um 100 Prozent. Der Hinweis des „Venkov" auf die eineinhalb Millionen Bürger, die auf die 100prozentige Erhöhung der Zölle warten, um vor dem Ruin bewahrt zu werden, bezieht sich offenbar auf die 1,468.439 landwirtschaftlichen Betriebe, die wir in der Republik haben. So betrachtet, begehen die Agrarier eine aufgelegte Falschmeldung.

Nach der neuesten Veröffentlichung des Statistischen Staatsamtes gibt es im ganzen Staate 1,067.436 (72.69 Prozent) Betriebe bis zu fünf Hektar mit einer gesamten Bodenfläche von 2,030.212 (23.46 Prozent). Daß diese Betriebe aus Getreide und Viehzöllen keinen Gewinn ziehen, ist schon längst unwiderlegbar bewiesen. Für diese Betriebe sind die Zölle sogar eine empfindliche Belastung. 209.836 Betriebe verfügen über 5 bis 10 Hektar. Bezüglich dieser Betriebe sagt die amtliche Statistik, daß diese autark sind, also selbstversorgende Betriebe sind. Erst die restlichen 191.167 (13.02 Prozent) landwirtschaftliche Betriebe verfügen über mehr als 10 Hektar mit einer gesamten Bodenfläche von 5,041.687 (58.24 Prozent). Also ungefähr ein Siebentel aller landwirtschaftlichen Betriebe mit ungefähr zwei Fünftel der gesamten Bodenfläche sind es, denen zuliebe durch die neuerliche Erhöhung der Zölle, den auf Gehalt und Lohn angewiesenen Konsumenten einige Millionen Kronen jährlich abgenommen werden sollen.

Der angebliche Schutz der Landwirtschaft mündet also immer, wie man sieht, in der Bereicherung der Großagrarier.

Nicht auffallend, aber immerhin sehr bezeichnend für die geistige Verfassung der Agrarier ist die Tatsache, daß in deren Lamentationen bezüglich der Not der Landwirtschaft das notorische Elend der Landarbeiter geflissentlich übersehen wird. Insoweit die agrarischen Herrschaften zur Frage der Landarbeiter Stellung nehmen, so geschieht es in der Regel in der Weise, daß sie über die Begehrlichkeit und Arbeitsunlust der Landarbeiter klagen. So legt im „Venkov" vom 12. Juli v. J. ein Agrarier aus dem Budweiser Gebiete wie folgt los:

„Die Deputatisten sind ein unzufriedenes Element und fertige Nomaden. Der größte Teil hat fast schon alle Meierhöfe um Tabor herum durchwandert... Es genügt, daß der Dienstherr den Dienstboten schlecht ansieht und schon muß man mit Bestimmtheit erwarten, daß der Dienstbote ohne Kündigung abgeht. Von ledigen Dienstboten will ich überhaupt nicht reden, denn ein ordentliches Dienstmädchen ist ein weißer Rabe."

Ansonsten klagt dieser schreibende Großbauer auch darüber, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen in die Großindustrie flüchten, so daß der Landwirtschaft nur der Brack verbleibt: Alkoholiker, Schwachsinnige, Industrieinvaliden und Kinder seien die Arbeitskräfte, mit denen die Landwirtschaft sich bescheiden muß. Durch diese Argumentation glauben die Agrarier den Nachweis zu erbringen, daß die Landwirtschaft gemeinhin auch unter der „Leutenot" schwer leidet. Ueberzeugend wirken allerdings derartige Argumente nicht. Dadurch beweisen die Agrarier nur, wenn auch ganz ungewollt, daß

die sozialen Verhältnisse der Landarbeiter, deren Zahl nicht gering ist, schier unerträglich

sind.

Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom Jahre 1921 waren in der Landwirtschaft beschäftigt: 430.366 Arbeiter, 450.231 Taglöhner und 62.420 häusliche Dienstboten, also im ganzen 943.017 Personen; darunter 440.048 Frauen und Mädchen. Nimmt man an, daß ungefähr die Hälfte der Männer verheiratet ist und daß im Mittel eine Familie aus 2 Kindern besteht, so kann man die Anzahl der Landarbeiter samt deren Familien auf 1,391.594 Köpfe schätzen.

Wo sind nun diese Landarbeiter beschäftigt? Vor allem beschäftigen die Wirtschaften bis zu sechs Hektar keine fremden Arbeitskräfte. Auf diesen Wirtschaften müssen in der Regel sogar die der Schule entwachsenen Kinder, sofern sie nicht in die Lehre gehen, anderweitig, sei es in einer Fabrik oder bei einem Großbauer, Lohnarbeit leisten. Also die über Neunhunderttausend Landarbeiter- und -Arbeiterinnen sind vornehmlich nur bei Großagrariern beschäftigt. Das sind eben jene Herrschaften, die unablässig drauf und dran sind, durch Zollerhöhungen die Preise in die Höhe zu treiben.

So rücksichtslos die Agrarier, ihrem privatkapitalistischen Triebe folgend, gegen die Konsumenten sind, so rücksichtslos behandeln sie auch die Landarbeiter.

Als Wohnung werden den Arbeitern überfüllte Kammern, Bodenräume, Scheunen, Schuppen oder sonst ein Winkel beim Vieh in den Ställen angewiesen.

Wie niedrig die Wohnungskultur der Landarbeiter bewertet wird, erfährt man aus den vom Landesbeirat beschlossenen Richtlinien für die Regelung der Arbeits- und Lohnverhältnisse des landwirtschaftlichen Gesindes und der Landarbeiter in Böhmen.

Auf Grund dieser Richtlinien haben verheiratete Deputatisten Anspruch auf eine Stube samt Zubehör mit einem Flächenausmaß von 12 Quadratmetern; für jedes Kind sind zwei Quadratmeter mehr. Ebenso elend, wie die Wohnungen, sind auch die Löhne; der monatliche Lohn beträgt für Fütterer 95 bis 155 Kronen; für Pferdeknechte 85 bis 145 Kronen und für Ochsenknechte und Mägde 80 bis 130 Kronen. Zu diesem Lohn erhalten die Deputatisten 1 Liter Milch täglich, 60 Kilogramm Roggen, Gerste und Weizenmehl monatlich, 80 Kilogramm Kartoffeln monatlich, 1 Kg. Fett monatlich und 16 Meterzentner Steinkohle oder 24 Meterzentner Braunkohle und 3 Kubikmeter Brennholz jährlich.

In Nordwestböhmen beträgt gegenwärtig der Wert der Deputate ungefähr 5400 Kronen. In dem erwähnten Gebiete bewegt sich daher

das Jahreseinkommen (Wert der Deputate und Lohn eines Deputatisten) zwischen 6300 bis 7260 Kronen.

Hierbei sei auch darauf verwiesen, daß die Landarbeiter wiederholt Klage führen, daß viele Großbauern bestrebt sind, die Löhne und die Deputate unter die Richtlinien des Landesbeirates herabzudrücken. Zur Stillung des primitiven Hungergefühls einer Deputatistenfamilie mögen die verabreichten Deputate ziemlich ausreichen. Nichts desteweniger sind aber die Deputatisten doch gezwungen, einen sehr wesentlichen Teil ihres Lohneinkommens auf lebenswichtige Nahrungsmittel zu verwenden. Deshalb bleibt für Kleider, Schuhe und Wäsche nicht mehr viel übrig. Von irgendeiner Befriedigung kultureller Bedürfnisse kann überhaupt nicht mehr gesprochen werden.

Dabei mag es den Deputatisten, da sie das ganze Jahr hindurch beschäftigt sind, zuweilen immer noch besser gehen, als dem großen Heer der landwirtschaftlichen Taglöhner. Auf Grund der bereits erwähnten Richtlinien für Böhmen beträgt für einen 10stünd. Arbeitstag — in Wirklichkeit ist derselbe länger — der Lohn: für erwachsene Männer 10.50—16 K, für Burschen über 16 Jahre und Frauen 8—12.40 K. Einen übersichtlichen Ueberblick über die Lohnverhältnisse der Landarbeiter erhält man, wenn man die amtlichen Daten betreffend die landwirtschaftlichen Krankenkassen zur Hand nimmt. Obzwar in diesen Krankenkassen nur ein Bruchteil aller Landarbeiter versichert ist, so ist immerhin die Zahl der in den landwirtschaftlichen Krankenkassen Versicherten so groß, daß man die gewonnenen Daten als repräsentativ bezeichnen kann. Leider stehen die diesbezüglichen Ausweise nur bis zum Jahre 1925 zur Verfügung.

An Hand der Lohnklasseneinteilung hat der Durchschnittslohn eines Landarbeiters betragen:

1923	täglich	K	14.—
1924	täglich	K	13.58
1925	täglich	K	13.58

Also

in den Jahren 1924 und 1925 ist der Lohn um 42 Heller niedriger als 1923.

(Schluß auf Seite 2.)

Das Jahr des Heimwehrspuks.

Ein Rückblick auf das Jahr 1929.

Die österreichische Sozialdemokratie hat ein schweres Jahr hinter sich, ein Jahr schwerster Kämpfe und schwerster Gefahren. Nicht etwa, daß die Sozialdemokratie in diesen Monaten der Kämpfe je auch nur eine Sekunde lang den Mut verloren, auch nur einen Augenblick gefürchtet hätte, in diesen Kämpfen zu unterliegen. Aber, wenn sich die österreichische Sozialdemokratie auch immer stark genug wußte dem Kapitalismus und seinen bewaffneten Söldnern nicht nur geistig, sondern auch physisch — selbst in physischer Abwehr eines Putschversuches — gewachsen zu sein, so gab sie sich doch keiner Täuschung darüber hin, daß jeder solche Putschversuch zum Bürgerkrieg und zur Einmischung des Auslandes führen und damit auch die äußerste Bedrohung des europäischen Friedens im Gefolge haben müsse, so daß schon seine Androhung unsere Wirtschaft auf das schwerste erschüttern werde. Damit war auch ihre Taktik von vornherein bestimmt: den Drohungen der Heimwehren nicht im geringsten nachzugeben, aber doch alles zu vermeiden, was zum Bürgerkrieg und zur Einmischung des Auslandes führen könnte. Das Ergebnis dieses Kampfes hat gezeigt, wie richtig diese Taktik war: Am Ende dieses Kampfjahres steht die österreichische Sozialdemokratie unerschüttert da, und wenn sie gewiß auch in diesem Kampfe mancherlei Zugeständnisse machen mußte und auch manche Errungenschaft der Revolutionszeit nicht erhalten konnte, so kann sie doch am Ende dieses Jahres mit Stolz und Genugtuung feststellen, daß der Ansturm der Gegner abgeschlagen ist und daß sie alle politischen und sozialen Machtposten, die sie besaß, auch weiter in ihren Händen sind, ja daß gerade die Heimwehren, mit denen die bürgerlichen Parteien und das Großkapital die Sozialdemokratie zerschmettern und die Arbeiter ihrer Errungenschaften berauben wollten, das Mittel geworden sind, die kapitalistische Wirtschaft auf das schwerste zu schädigen und die bürgerlichen Parteien auszuhöhlen, so daß die bürgerlichen Parteien jetzt selbst unter dem Terror ihrer Soldirupen stöhnen und auf Mittel sinnen, wie sie sich dieser Bundesgenossen erwehren könnten. Ein Rückblick auf die Ereignisse dieses Jahres wird zeigen, welch verbrecherisches Spiel die bürgerlichen Parteien gespielt haben, wie sie sich von dem Führer der Reaktion, der dabei seine monarchistisch-jesuitischen Ziele verfolgt, auf Irrwege locken ließen und sich selbst und das Staatsganze schädigten, ohne ihrem Ziele näher zu kommen. Er wird aber vor allem auch zeigen, wie hinter allen Putschtreibereien als böser Geist jener Dr. Seipel steht, den sich das Bürgertum als Führer im Kampf gegen die Arbeiterschaft aufreden ließ.

Am Ende des vorigen Jahres hatte Seipel und seine Regierung eine arge Niederlage erlitten. Sie hatten die sozialdemokratische Obstruktion gegen den von ihnen geplanten Abbau des Mieterschutzes nicht anders brechen können, als indem sie sich verpflichteten, wenn es bei den Beratungen im Ausschuß zu keiner Einigung komme, die letzte Entscheidung über die Mietenvorlage dem Volke zu überlassen. Da die Christlichsozialen aber nicht daran denken konnten, über den Mieterschutz das Volk entscheiden zu lassen, mußte Seipel seinen schönen Plan fallen lassen. Damals hat er offenbar den Entschluß gefaßt, den sozialdemokratischen Widerstand mit Gewalt zu brechen. Hatte er schon früher — namentlich bei der Ablehnung der sozialdemokratischen Forderung nach der inneren Abrüstung aus seinen Sympathien für die Heimwehren kein Geheimnis gemacht, so trat er jetzt ganz offen auf die Seite der Heimwehren. Schon am 18. Dezember, am Tag vor dem Pakt über den Mieterschutz, legte er in einer Versammlung in der Industriehalle in Graz ein offenes Bekenntnis zu der Heimwehr ab. Am 14. Februar gab er diesem Bekenntnis auch praktisch Ausdruck, indem er

Lose der Wohlfahrtslotterie der „Arbeiterfürsorge" sind bei allen Vertrauensmännern und im Konsumverein zu haben.

den Verband der Arbeiterschützenvereine auflöste und im sozialdemokratischen Parteihaus nach Waffen suchen ließ. Auf diesen Einbruch in das Parteihaus antwortete die Wiener Arbeiterschaft dann am 24. Februar mit dem Schutzbund-Aufmarsch in Meidling, der zugleich mit dem Heimwehraufmarsch stattfand und bei dem wohlgezählten 3200 Fünfschillingjungen 18.800 Schutzbündler gegenüberstanden.

Aber Seipel sah, daß er als Bundeskanzler doch gewissen Hemmungen unterworfen sei, und das ist der wahre Grund für den Rücktritt von seinem Amt, womit er die Welt am 3. April, zwei Tage nach Ostern überraschte. Man glaubte aus der Begründung, die er seinem Rücktritt gab, schließen zu können, daß er zu der Erkenntnis seines Fiaskos gekommen sei und also die Regierung und die Beilegung der von ihm hervorgerufenen Schwierigkeiten wirklich anderen überlassen wolle, zumal seine Politik zu einer Massenflucht aus der katholischen Kirche geführt hatte. Aber es zeigte sich bald, daß er nicht daran dachte, sich zurückzuziehen und seinem Nachfolger auch nur Zeit zu geben, aus den Schwierigkeiten, die er ihm hinterlassen, herauszukommen. Die Heimwehrführer ahnten, was Seipel für sie tat, und so erklärte schon am 7. April Herr Pfrimer: „Hilfe für unseren Staat kann nur kommen, wenn wir das rote Wien erobert haben. Aber die Eroberung muß restlos sein. Sie kann nur mit der Waffe in der Faust geschehen." Während die Heimwehrführer sich zur Eroberung Wiens vorbereiteten, intrigierte Seipel hinter den Kulissen gegen jede Lösung der Krise. Es dauerte einen vollen Monat, ehe die Christlichsozialen überhaupt einen Mann fanden, von dem man annehmen konnte, daß er nicht sofort wieder scheitern werde. Es war der Industriellenführer Streeruwitz, der aber sofort auf den Widerstand der Seipelklique stieß. Seipel selbst hatte eine Reise in das Ausland unternommen — wie er nach seiner Rückkunft sagte, um „durch die Abwesenheit sein politisches Konzept durch die Arbeit anderer vollenden zu lassen." Vier Wochen hatte es gedauert, ehe sie einen Bundeskanzler gefunden hatten und weitere drei Wochen brauchten, sie, ehe sie das ganze Kabinett fertig hatten. Denn Seipels Freunde bestanden darauf, daß sein „politisches Konzept vollendet" werde und das christlichsoziale Hauptorgan, die „Reichspost" begründete das Verlangen nach Beibehaltung des Heeresministers Vaugoin in dem neuen Kabinett ganz offen mit dem Argument, daß „nur Vaugoins Wiederwahl der neuen Regierung das Vertrauen jener Kreise wiedergewinnen könne, deren Glaube an das Parlament und den Parlamentarismus, ja vielfach selbst an die Demokratie erschüttert" sei.

Bald darnach kamen die Enthüllungen der sozialdemokratischen Presse über die Verbindung Seipels und seiner Regierung mit den Heimwehrputschisten. Es wurde bewiesen, daß Seipel die Heimwehren an die Kapitalisten empfohlen, daß sie von dem Heeresministerium mit Maschinengewehren und Giftgasen ausgerüstet, von der Schwerindustrie und den Großbanken mit Milliarden aufgefüttert wurden, daß ihnen Seipel die staatliche Unterstützung bei Zusammenstößen mit den „Roten" zugesichert und sie im Oktober zu ihrem Aufmarsch in Wiener-Neustadt aufgereizt hatte. Als dann die Gemeindewahlen in Graz, in Oberösterreich und Tirol günstig für die Sozialdemokraten ausfielen, gab Seipel im September die Parole aus, daß die Verfassung geändert werden müsse, „um Oesterreich den Frieden zu erhalten" und die „Reichspost" drohte mit der Verlegung des Parlamentes an einen anderen Ort, wenn es Schwierigkeiten machen würde. Auch der Bundeskanzler Streeruwitz muß, kaum, daß er von Genf zurückgekommen ist, sofort mit den Referenten über die Zweckdienlichkeit der Wünsche der Heimwehren nach Aenderung der Verfassung beraten. Die Heimwehren drohen. Die Bürgerlichen wissen sich keinen Rat. Die Gemeindewahlen in Niederösterreich zeigen ihnen, daß die Heimwehren keinen Einfluß im Volk haben und daß sie die Sozialdemokraten nicht zu schwächen vermochten. Neuerlich beschließen die Heimwehrführer in Innsbruck, wenn „die heimwehrtreuen Gruppen der bürgerlichen Parteien dem kompromißsüchtigen Flügel unterliegen und es mit den Sozialdemokraten zu einer Einigung kommt, unter allen Umständen, selbst auf die Gefahr hin mit der Staatsgewalt in Konflikt zu geraten, Politik auf eigene Faust zu machen, komme, was das wolle!" So feig sind die Bürgerlichen, daß der Niederösterreichische Bauernbund beschließt, korporativ, mit allen hunderttausend Mitgliedern, den Heimwehren beizutreten. Das macht die Heimwehren nur noch übermütiger und da sich auch immer deutlichere Anzeichen bemerkbar machen, daß es in der kapitalistischen Wirtschaft zu einem Zusammenbruch kommt, die Bürgerlichen sich aber nicht mehr zutrauen, mit den Heimwehren selbst fertig zu werden, noch dem wirtschaftlichen Zusammenbruch zu begegnen, machen sie den Wiener Polizeipräsidenten zum Bundeskanzler, der kaum im Amt die zusammenkrachende Bodenkreditanstalt sanieren muß, um den Krach der ganzen Volkswirtschaft zu verhindern.

Das Endergebnis des Verfassungskampfes kennen wir. Sie waren ausgezogen, das rote Wien zu entrechten und den Parlamentarismus zu beseitigen. Es ist nichts daraus geworden. Wohl aber haben sie es erreicht, daß Oesterreichs Wirtschaft zerstört ist und daß wir jetzt nicht weniger als eine Viertelmillion Arbeitslose — von sechs Millionen Einwohnern — haben und sie haben wohl die Sozialdemokratie nicht zerstört, müssen aber alles aufbieten, um sich selbst vor dem Terror der Heimwehren zu schützen.

Dr. Gustav Pollatschek (Wien).

Die Landarbeiter und die Agrarier.

(Schluß von Seite 1.)

Im Jahre 1925 sind im Vergleich zu 1924 die dritte und vierte Lohnklasse schwächer und die fünfte und die sechste Lohnklasse stärker besetzt. Dafür haben aber die Versicherten von der siebenten Lohnklasse aufwärts stark abgenommen. Die Folge davon ist, daß der Durchschnittslohn keine Erhöhung aufweist. Ohne die bezüglichen Ergebnisse für die weiteren Jahre abzuwarten, kann man bereits jetzt schon sagen, daß seit 1925 keine nennenswerte Erhöhung der Richtlöhne eingetreten ist. Es ist sehr fraglich, ob der durchschnittliche Taglohn 1928 jenen von 1923 erreicht.

Demgegenüber ist der Wertertrag der Ernte gewaltig gestiegen. Setzt man das Erntejahr 1923—24 gleich 100, so stellt sich der Wertertrag der Ernte wie folgt: das Erntejahr ist immer vom 1. August des laufenden Jahres bis 31. Juli des nächsten Jahres gerechnet.

Ertragswert pro Hektar.

	1924—25	25—26	26—27	27—28	28—29
Weizen .	132.33	129.56	134.21	156.34	122.61
Roggen .	152.49	120.13	134.97	176.04	130.09
Gerste . .	131.28	104.05	104.15	118.12	112.36
Hafer . .	112.77	121.10	133.63	166.27	130.96
Kartoffeln	116.38	108.78	108.69	122.32	124.72

Diesen Wertertrag haben wir unter Zugrundelegung der vom Statistischen Staatsamte veröffentlichten Angaben über die mengenmäßigen Ernteerträge und Preisnotierungen ermittelt. Der Einfachheit wegen lassen wir die absoluten Zahlen weg und führen eben nur die Verhältniszahlen an.

Die obigen Verhältniszahlen veranschaulichen sehr deutlich, welch riesige Summen die Agrarier aus den Konsumenten herausgeholt haben. Auch im Erntejahr 1928—29, also

in dem Jahre der „sieben Krisen" ist der geldliche Wertertrag pro Hektar wesentlich höher als 1923.

Diese große Steigerung der Werterträge ist an den Landarbeitern spurlos vorübergegangen. Dies ist jedenfalls ein illustrer Beitrag zu der zuweilen gehörten Behauptung, daß an den steigenden Zöllen und der dadurch bedingten Erhöhung der Preise auch die Landarbeiter profitieren.

Die Agrarier hätten nicht nur der Landwirtschaft im allgemeinen, sondern auch sich selber einen Dienst erwiesen, wenn sie die vergangenen fetten Jahre zum Anlaß genommen hätten, auch die sozialen Verhältnisse der Landarbeiter zu heben.

Schließlich noch einige Bemerkungen zur Frauenarbeit in der Landwirtschaft. Auf Grund der Angaben der landwirtschaftlichen Krankenkassen waren bei diesen Kassen im Jahre 1925 48.07 Prozent männliche und 51.03 Prozent weibliche Personen versichert. Die Frauenarbeit herrscht also in der Landwirtschaft vor. Angesichts dessen ist es auch wichtig zu erfahren, wie der Schutz der Schwangeren und Wöchnerinnen in der Landwirtschaft aussieht. Hier sind die Ziffern:

Es haben Unterstützung bezogen:

	Schwangere vor der Entbindung	Wöchnerinnen	Stillprämien
Jahr	Tage	Tage	Tage
1924	15.15	29.31	66.82
1925	16.09	30.59	64.54

Auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen hat eine Wöchnerin sechs Wochen vor und bis sechs Wochen nach der Niederkunft Anspruch auf Unterstützung. Der Anspruch auf Stillprämien besteht durch 12 Wochen. Die obigen Zahlen liegen durchgehend sehr erheblich unter der Maximalgrenze; sie liegen auch tiefer wie bei allen übrigen Krankenkassen. Unter Berücksichtigung der Durchschnittszahlen ergibt sich ganz natürlich, daß

viele Frauen unmittelbar bis zur Entbindung arbeiten und schon einige Tage darnach wieder ihre schwere Arbeit antreten.

Zweifellos nehmen die Agrarier auf ihre Kühe vor dem Kalben und nach dem Kalben mehr Rücksicht, als auf eine landwirtschaftliche Arbeiterin oder Dienstmädchen. Allerdings: Mutterschutz wie auch andere soziale Maßnahmen zum Schutze der Landarbeiter gemeinhin kosten Geld. Das ist auch der Grund, warum die Agrarier die Sozialgesetzgebung so hartnäckig hassen.

Zusammenfassend kann man nur sagen: ebensowenig wie die Industriearbeiter vom Industriekapital können die Landarbeiter vom Agrarkapital eine Verbesserung ihrer sozialen und kulturellen Lage erwarten. Hier wie dort müssen die Arbeiter ihren sozialen Aufstieg im zähen Kampfe erkämpfen. In dem Maße, als diese Erkenntnis die Landarbeiter ergreift, werden auch sie in der Lage sein, für sich menschenwürdigere Verhältnisse zu schaffen. J. A. S.

Der Ruf nach dem schwarzen Block.

Hilgenreiners Neujahrsbotschaft.

In der „Deutschen Presse" schreibt der christlichsoziale Parteivorsitzende Pater Hilgenreiner über „Katholische Politik im neuen Jahre". Den Kern seines Artikels bildet eine bewegte Klage über das Fehlen eines katholischen Blocks in der tschechoslowakischen Politik. Er schreibt u. a.:

„Hielte ich heute in katholischen Kreisen unseres Staates Umfrage, was man von der künftigen Politik wünscht und erhofft, so würde ich von vielen ohne Unterschied der Sprache den Wunsch zu hören bekommen: eine katholische Politik. Und mehr als einer würde entgegnen: Schaffet den katholischen Block! Man ist grausam enttäuscht, daß bei der neuen Regierungsbildung der grüne und der rote Block ihre Schuldigkeit getan, daß dagegen von einem katholischen Block soviel als nichts zu spüren war. Die anderen haben sich solidarisch erklärt und solidarisch bewährt, auf katholischer Seite — Gott seis geklagt! — war vor wie nach jede Gruppe auf sich selber angewiesen. Und das Ergebnis? Eben noch in der Mehrheit vereinigt und imstande, einander Hilfe zu leisten und gemeinsam die gemeinsame katholische Sache in Wehr und Abwehr zu vertreten, sind heute die drei koalierten Parteien in unserem Parlament nach Mehrheit und Minderheit getrennt, geschwächt in der Abwehr und noch schächer in der Möglichkeit, eigene Anträge zu stellen und durchzusetzen.

Ein schwacher Trost, wenn man sagt, daß auch früher, da noch alle — die tschechische lidova strana, die slowakische ludova strana und die Deutsche christlichsoziale Volkspartei — in der Mehrheit beisammen waren, von einer katholischen Zusammenarbeit wenig zu merken war. Leider! Immerhin waren sie in der Mehrheit stark genug, um religionsfeindliche Aktionen zu verhindern; ohne sie war keine Mehrheit möglich. Das ist jetzt nicht mehr der Fall: die gegenwärtige Mehrheit ist auf die einzige ausge-

Entfesseltes Volk.

Bruchstück eines Romans aus der Filmindustrie.

Von Fritz Rosenfeld.

Zwei Konkurrenzfirmen bereiteten Russenfilme vor, es war nur selbstverständlich, daß auch die Mandelberg-A.-G. einen Russenfilm drehen mußte. Es sollte ein Film aus der Revolution sein, mit einer Starrolle für Eldrid d'Amara. Ulfar sollte das Manuskript schreiben, er bekam ein paar Tage Zeit, einen Entwurf zu liefern. Er fuhr auf eine Woche in ein Gebirgsnest, arbeitete, marterte sein Gehirn ab, um eine Fabel zustande zu bringen, die zwischen den vorgeschriebenen Personen eine wirksame und doch nicht abgebrauchte dramatische Konstellation schuf, legte das Exposé dem Direktor Mandelberg vor und war überrascht, daß dieser es ohne Aussetzungen annahm und sofort bezahlte. Eldrid gefiel das Buch sehr, sie sollte ein Bauernmädel spielen, das von einem Offizier verführt wurde, in der Revolution auf der Seite der Revolutionäre kämpft und in einer großen Szene dem auf der Flucht befindlichen Offizier wieder begegnet. Die Lösung durfte nicht tragisch sein, das war eine von Mandelbergs Bedingungen. Es trat also Anita Bing dazwischen, als nach Frankreich fliehende Generalstochter, die dem Offizier reizvoller erscheinen mußte als das Bauernmädel. Eldrid sollte, nach einer Stunde der Versuchung, das Pärchen laufen lassen, die beiden dem Revolutionstribunal überliefern und im Kampf gegen die Weißgardisten ihre unglückliche Liebe vergessen. Das Drehbuch durfte Ulfar diesmal nicht schreiben, der Entwurf wurde einer Autorenfirma zur Ausarbeitung übergeben. Auf Ulfars Frage, ob er das Entstehen des Drehbuches verfolgen könne, entgegnete Mandelberg, das sei nicht nötig, es werde ohnehin fast nichts geändert, er solle die Zeit lieber dazu verwenden, neue Entwürfe zu liefern.

Die Premiere der beiden Russenfilme der Konkurrenz steigerte das Tempo der Vorbereitungen, die Manuskriptverfasser wurden Tag für Tag gedrängt, der Architekt Burger baute bereits, nur der Regisseur Löwinger interessierte sich für die ganze Sache nicht, für ihn begann die Arbeit am Film erst, wenn er im Atelier stand; das sei, hatte er einmal verraten, bei allen großen Regisseuren so.

Für eine wichtige Rolle, den Führer der Revolutionäre, war, wie Eldrid im Büro erfahren hatte, ein ziemlich dicker italienischer Darsteller engagiert worden, über dessen vollkommene Talentlosigkeit man sich in Berliner Filmkreisen einig war. Ulfar stellte Mandelberg zur Rede, dieser zeigte ihm einen Vorvertrag mit einer italienischen Firma, die den Film zu erwerben bereit war, wenn der italienische Darsteller eine bedeutende Rolle bekäme; in Italien schien der schmalzige Provinztenor noch als Zugkraft zu gelten. Mandelberg zuckte die Achseln, er müsse die Bedingung der Italiener annehmen, sie streckten bereits Kapital vor, er brauche Geld, da sei eben nichts anderes zu machen. Ulfars Einwand, daß die Besetzung des Revolutionärs mit einem fast komisch wirkenden dicken Opernsänger den Film umwerfen könne, parierte Mandelberg hochfahrend: das solle Ulfar nur die Sorge der Firma sein lassen, die doch schließlich auch etwas vom Film verstünde, und überhaupt, wessen Geld stecke denn in dem Film, wer setze denn einige hunderttausend Mark aufs Spiel, Ulfar oder Mandelberg?

Was Eldrid von den ersten Aufnahmen erzählte, wollte gar nicht mit Ulfars Filmentwurf übereinstimmen. Es war wohl der Grundzug der Handlung beibehalten, aber die Charaktere schienen verändert, Licht und Schatten verschoben. Mandelberg schwieg, Löwinger schwieg, alle Mühe, das Drehbuch in die Hand zu bekommen, war vergeblich; auch das Atelier suchte man Ulfar zu versperren. Als aber an einem Tag in zwei großen Dekorationen Massenszenen gedreht wurden, zu denen die Presse eingeladen war, gelang es auch Ulfar, ins Atelier zu kommen.

Löwinger empfing ihn unfreundlich, was er denn wolle, er störe nur, es sei nichts mehr zu ändern, in seinem Kopf stünde alles fest. So blieb Ulfar in einem Winkel, der Unwichtigste, Lästigste in dem ganzen Betrieb. Die Herren und Damen der Presse bekamen Kognak und Sandwiches serviert, stapften über Kabel und krochen hinter Kulissen, nahmen dann auf einer Tribüne Platz und wurden von Löwinger in jeder Aufnahmspause mit überfreundlicher Miene über den Film, die Fabel, die Bedeutung der einzelnen Szenen, die Besetzung, die technischen Mitarbeiter informiert.

Auf der einen Seite des Ateliers stand das Offizierskasino, auf der anderen der Saal, in dem das Revolutionstribunal tagen sollte. Stiefmüller verteilte Gläser, Karten, die Statisten prüften ihre Masken, der Friseur ging umher und schminkte sie nach. Löwinger brüllte durch ein Megaphon, die Operateure hantierten an ihren Apparaten, Licht zuckte auf und erlosch wieder, flackerte, brannte endlich, blendete die Presseleute.

Die Offiziere setzten sich an die Tische, spielten, tranken. Anita Bing kam herein, tänzelte, war wieder niedlich, unterbrach plötzlich, lief auf Löwinger zu, schrie ihn an: da sitze ein Statist mit einem unmöglichen Gesicht, mit so einem Kerl spiele sie nicht, und überhaupt, die ganze Szene sei blödsinnig, und wenn von ihr nicht Großaufnahmen gemacht würden, liefe sie einfach davon. Löwinger beruhigte sie, der Statist wurde ausgetauscht, schlich fort, wie ein begossener Pudel. Ulfar ging zu ihm, er hatte verkniffene Lippen, sprach nicht, sah aus, als wollte er losheulen, schämte er sich nicht seines Alters, fürchtete er nicht, die schöne, glänzende Uniform zu verderben, die er trug. Die Aufnahme wurde indes fortgesetzt, die Bing kam wieder herein, spielte sich diesmal nach vorn, hart an die Apparate heran, die Operateure fragten Löwinger mit den Augen, ob sie weiterdrehen sollen, es war ja anders geprobt worden; Löwinger nickte, weiter, weiter, fertig werden, mit der Bing darf man nichts anfangen, sie hatte den Direktor in der Tasche, und vor den Zeitungsleuten wollte man sich nicht blamieren . . . Die Aufnahme wurde gestoppt, später sollten Nahenstellungen dazugedreht werden, in der Totale kam nun das Eindringen der Revolutionäre. Elegant und überlegen saßen die kaiserlichen Offiziere an ihren Tischen, als die Saaltüren aufgerissen wurden und Eldrid mit dem italienischen Darsteller hereinstürmte, hinter ihr eine Horde zerlumpten Pöbels mit Gewehren, Stoffetzen, silbernen Leuchtern in den Händen. Der Revolutionär pflanzte sich vor den Offizieren auf, einer, der zur Pistole griff, wurde niedergeknallt, die anderen mußten ihre Waffen in die Mitte des Saales werfen. Auf einen Wink des Revolutionärs räumte ein hinkender, bärtiger Bauer die Revolver und Säbel weg. Der Revolutionär ging nun, mit einer Reitgerte spielend, an die Offiziere heran, kitzelte sie, lachte ihnen breit ins Gesicht, Eldrid folgte ihm, zog dem einen den Ring vom Finger, gab dem anderen einen Fußtritt, drehte dem dritten eine Nase. Schließlich wurden die Offiziere abgeführt, einer nach dem anderen mußte durch die Reihe der Revolutionäre Spießruten laufen, sie wurden gepufft, beraubt, einem zog man die Stiefel aus, dem anderen den Waffenrock, die Bing wurde gepackt, einer der Bauern, ein schmutziges Tier, wollte sie abknutschen, aber sie befreite sich, der Italiener lachte über der Mißerfolg seines Gefährten — plötzlich erblickte Eldrid John Volter, ihren Geliebten, gebärdete sich hochdramatisch, warf die Arme in die Höhe, lief auf ihn zu, er schüttelte sie ab, blieb stolz wie ein Fels, so gebieterisch, daß ihn niemand zu behelligen wagte. Kaum waren die Offiziere abgeführt, als ein Revolutionär ein Weinfaß hereinrollte und eine Sauforgie begann. Eldrid kam wieder herein, ein Weib zeigte ihre Halsketten und Ringe, die es gestohlen hatte, ein Revolutionär ritt auf dem Faß, die anderen umtanzten ihn mit Gläsern, die sie an der Wand zerschmissen. Ein Pfiff Löwingers, das Licht erlosch. Löwinger war sehr zufrieden, die Detailaufnahmen würden später gemacht, sagte er zu den Presseleuten, nun kämen in der anderen Dekoration die Tribunalszenen dran.

(Schluß folgt.)

sprochen christliche Partei, die noch darin geblieben ist, nicht mehr angewiesen. So hat offenbar der Gedanke eines katholischen Blocks im neuen Parlamente und im neuen Jahre noch weniger Aussicht auf Verwirklichung, als im alten Jahre und im alten Parlament."

Mit den klerikalen Hoffnungen ist es also fürs erste vorbei. Hilgenreiner möge sich damit trösten, daß ja das wichtigste Postulat aller wahren Christen, die Kongruaerhöhung, seinerzeit vom Bürgerblock unter Dach und Fach gebracht wurde! Des weiteren erörtert Hilgenreiner, warum es überhaupt katholische Parteien geben müsse. Wenn alle Parteien „dem religiösen Bekenntnis und Leben freien Spielraum und Förderung gewähren", seien besondere katholische Parteien überflüssig. So lange aber antiklerikale Parteien existieren, müsse es auch katholische geben. Man wird diese Erklärung natürlich nur dann richtig verstehen, wenn man sich bewußt ist, was die Klerikalen unter freiem Spielraum für die Religion verstehen. Ein anderes christlichsoziales Blatt hat ja dieser Tage erst gefordert, daß der Religionsunterricht im Mittelpunkt des Gesamtunterrichts stehen und die anderen Gegenstände beeinflussen müsse. Diesen Forderungen gegenüber, die einen Herrschaftsanspruch darstellen und kein Verlangen nach Freiheit, wird es immer nur eines geben: zielbewußten Abwehrkampf! Wie lange aber die dann nach Hilgenreiners Meinung unvermeidlichen klerikalen Parteien existieren werden, das dürfte doch von einigen anderen Kleinigkeiten abhängen. So z. B. von ihrer Politik gegen die arbeitenden Menschen. Hilgenreiner schreibt:

„Alle drei christlichen Parteien sind zum guten Teil Parteien der armen Leute, Proletarierparteien. Darauf sind alle drei gewissermaßen stolz, darauf ruht ihre Zukunft; denn die Erneuerung des Volkes kommt von unten. Und alle drei heben sich in die wirtschaftlichen Gegensätze auszugleichen, die zwischen den verschiedenen Berufen und Ständen bestehen; sie sind ja Volksparteien. Also auch von dieser Seite kein Gegensatz."

Aber, wie einerseits die Regierungstätigkeit der drei klerikalen Parteien und fünf klerikalen Minister gezeigt haben, andererseits die Wahlen, doch wohl **ein sehr tiefer Gegensatz zwischen den drei Parteien und den arbeitenden Massen.** Kein schwarzer Block wird sich erhalten können, wenn er bürgerliche Klassenpolitik treibt, wie bisher. An dieser wesentlichen Lehre des Jahre 1929 geht Hilgenreiner achtlos vorüber. Und solange er sie mißachtet, werden seine besten Loyola-Rezepte den Christlichsozialen wenig frommen!

„Der Aufmarsch der Sozialisten."

Bechyně: Hart und konsequent die Interessen der Arbeiterklasse vertreten.

Im „Právo Lidu" veröffentlicht der Stellvertreter des Ministerpräsidenten Genosse Bechyně unter dem obigen Titel einen Artikel, worin er zunächst darlegt, daß die Politik der tschechischen Sozialdemokratie in den ersten Jahren des Bestehens der Tschechoslowakischen Republik vor allem dahin gerichtet sein mußte, den Bestand des Staates zu sichern und daß aus dieser Situation manche Kompromisse, die geschlossen werden mußten, erklärlich sind. Heute sei die Situation anders geworden:

„Bei uns kämpft man nicht mehr um den Staat. Der ist erkämpft. Wir kämpfen jetzt um das demokratische Regime innerhalb des Staates. Und da hat die Sozialdemokratie eine besondere Aufgabe. Wir denken hier nicht an die negative Seite dieser Angelegenheit, an den Kampf mit Bolschewismus und Fascismus. Diese Bewegungen sterben von selbst ab. Es handelt sich um die Schaffung eines tatsächlichen Parlamentarismus. Ich bleibe bei dieser Bezeichnung. Das übrige wird die Praxis zeigen und bringen.

Das ist also die eine neue Sache. Die andere liegt in der Solidarität aller sozialistischen Parteien. Bisher war die deutsche Sozialdemokratie in Opposition gegen die Regierungen, in denen unsere Partei gesessen ist. Nun gehen wir eines Weges. Diese Tatsache wird nicht ohne Einfluß auf das gesamte Vorgehen des Sozialismus im Staate bleiben.

Wir sind in die Regierung mit neuen Erfahrungen und mit neuer Tatkraft eingetreten. Unser Kampf ist mit dem Wahlkampf nicht beendet. Wir werden ihn auf anderem Gebiet und mit anderen Mitteln führen. Wir fühlen uns als Vertreter der Arbeit und der arbeitenden Klasse auch in der Regierung und wir sind entschlossen, daß wir die Ideen und die Interessen dieser Klasse zwar sachlich und anständig, dabei aber hart und konsequent vertreten werden. Jede Koalitionspolitik ist auf Kompromisse angewiesen. Aber auch das Kompromiß darf nichts anderes sein, als das Ergebnis des Kampfes, der Waffenstillstand zwischen zwei Schlachten. Die Arbeiter werden von uns weniger Reden über den Staat hören; dabei — hoffe ich — werden sie nicht daran zweifeln, daß die Arbeit für die breitesten Schichten der Bevölkerung gute Arbeit für den Staat ist."

Wirtschaftskrise und Arbeitslosenunterstützung

Unsachliche Kampfesweise der Kommunisten.

Der Reichenberger „Vorwärts" veröffentlicht in seiner Silvesternummer einen Artikel über die einstweilige Verfügung des Sozialfürsorgeministers Genossen Dr. Czech, mit welcher die bisherige Dauer der Arbeitslosenunterstützung verlängert wurde. Das kommunistische Blatt, das natürlich

unter allen Umständen den sozialdemokratischen Minister angreifen

muß, auch wenn dieser etwas für die Arbeitslosen Günstiges erwirkt, macht sich über die Unterstützungssätze lustig und sagt, daß sich die Arbeitslosen für die Beiträge, die sie erhalten werden, „gerade Zigaretten und eine Semmel" werden kaufen können und daß die bürgerlichen Gemeindevorsteher schon dafür sorgen werden, daß die Arbeitslosen die Unterstützung nicht bekommen.

Vor allem ist zu bemerken, daß sich

die sozialdemokratischen Gemeindefunktionäre schon darum bekümmern werden, daß die Arbeitslosen das, was ihnen vom Ministerium für soziale Fürsorge zugedacht ist, auch erhalten.

Unsere Gemeindevertreter reden nicht nur in den Gemeindevertretersitzungen, sondern sie arbeiten auch, sie haben in den Gemeindeverwaltungen Einfluß und werden dafür sorgen, daß der Erlaß des Ministers für soziale Fürsorge im Sinne des Ministers durchgeführt werden wird.

Was nun die Verfügung des Ministeriums selbst betrifft, liegt die Sache so: Wir haben ein unzulängliches Arbeitslosengesetz, das zwei Hauptfehler hat. Erstens ist es eine zu starke Belastung für die Kassen der Gewerkschaften und zweitens ist die Dauer der Unterstützung zu kurz. Nach 13 Wochen ist der Arbeitslose ausgesteuert und bekommt einfach nichts. Alle Bemühungen der Gewerkschaften und der sozialistischen Parteien, das Gesetz in der Zeit der Regierung des Bürgerblocks zu novellieren, waren ergebnislos. Kaum aber ist die neue Regierung ins Amt getreten und hat Genosse Dr. Czech das Ministerium für soziale Fürsorge übernommen, wird schon angekündigt, daß noch im Monate Jänner das Ministerium dem Parlament einen Gesetzentwurf vorlegen wird, durch den die Dauer der Arbeitslosenunterstützung von etwa drei Monaten auf sechs Monate verlängert werden wird, so daß also die Arbeitslosen die Unterstützung doppelt so lange Zeit erhalten werden, wie bisher. Aber nicht genug daran.

Genosse Dr. Czech hat kaum, daß er sich sozusagen in seinem Ministerium umgeschaut hat, eine vorläufige Verfügung getroffen, um den Menschen gleich jetzt zu helfen.

Er hat das Geld, das er im Ministerium gerade vorgefunden hat, und über das der Minister im Einvernehmen mit dem Ministerrat disponieren kann, dazu verwendet, um ausgesteuerten Arbeitslosen, die schon 13 Wochen die Unterstützung erhalten haben, auch weiterhin eine Unterstützung zukommen zu lassen. Die einhalb Millionen, die für diesen Zweck zur Verfügung stehen, werden nun so verwendet, daß der ledige Arbeitslose 3 Kronen, der Verheiratete 5 Kronen und eine Familie mit meheren Arbeitslosek bis zu 10 Kronen täglich erhalten. Das ist gewiß nicht viel. Aber es kann auch augenblicklich nichts anderes sein, als eine erste Hilfe.

Wäre der Bürgerblock am Ruder geblieben, hätten die Arbeitslosen nach 13 Wochen nichts bekommen,

so aber werden sie schon im Monat Jänner eine Kleinigkeit erhalten, in ein paar Wochen aber werden wir ein neues Arbeitslosengesetz haben und es werden die Arbeitslosen besser unterstützt werden können, als durch diese provisorische Verfügung, die das einzige war, was der Fürsorgeminister im eigenen Wirkungskreise verfügen konnte. Während die Kommunisten nichts anderes treffen, als im Parlament und in Versammlungen den Mund sperrangelweit aufzumachen, hat der sozialdemokratische Minister gehandelt und die Arbeitslosen vor dem allerärgsten, nämlich vor der gänzlichen Mittellosigkeit gerettet. Die Schnelligkeit, mit der da Genosse Dr. Czech eingegriffen hat, wird gewiß bei jedem unbefangenen Menschen Anerkennung gefunden haben.

Wie stellen sich eigentlich die Kommunisten vor, daß man den Arbeitslosen helfen soll. Durch die Weltrevolution? Sie haben nun ein Jahrzehnt dazu Zeit gehabt, Revolution zu machen, sie haben es aber vorsichtigerweise unterlassen und beschränken sich darauf, nur davon zu reden. Aber die Zeiten, da die Juden die Mauern von Jericho durch Geschrei zum Einsturz gebracht haben, sind vorbei, und mit dieser Linie von Jericho werden die Kommunisten heute keine Erfolge mehr erzielen. Die Wahlen haben es möglich gemacht, den Bürgerblock zu stürzen und eine Regierung einzusetzen, in der auch die sozialistischen Parteien Einfluß haben. Daß sie ihn zu verwenden verstehen, geht aus der Verfügung des Ministers Czech hervor.

Es ist ein erster Schritt zur Reform der bei uns gänzlich unzulänglichen Arbeitslosenunterstützungs-Einrichtungen, dem bald der zweite Schritt, die Novellierung des bestehenden Gesetzes, folgen wird.

Unbeirrt von dem hysterischen Geschrei der Kommunisten wird die Sozialdemokratie weiter durch Taten bezeugen, daß sie ihre Versprechungen, alles zu tun, um das Los der arbeitenden Klassen zu erleichtern, auch erfüllen wird. Die Hunde bellen und die Karawane zieht weiter.

Nationalsozialistische „Ordensritter".

Unter dem Schlagwort „Vorwärts im neuen Jahr" veröffentlicht der 1. nationalsozialistische Parteivorsitzende Abg. Ing. Rudolf Jung im „Tag" einen schwulstigen Leitartikel, der geeignet ist, lebhafte Heiterkeit zu erregen.

Herr Abg. Jung spricht begeistert von der „hehren Sendung" der nationalsozialistischen Bewegung, bezeichnet sie als „naturgetreue Erneuerungsbewegung, deren Grundlage die beste deutsche Ueberlieferung bildet". Das schönste ist jedoch, daß Herr Jung sich und seine Leute den deutschen — Ordensrittern gleichstellt. Das muß man wörtlich genießen:

„Wir haben zu glauben, zu kämpfen und zu dienen, gleich jenen deutschen Ordensrittern, die einst nach dem Osten zogen! Gleich ihnen tragen wir ein Kreuz, gleich ihnen sind wir erfüllt vom Bewußtsein einer Sendung!"

Dann kommt nicht weniger theatralisch der Hinweis auf die nationalsozialistischen „Hochziele":

„Um uns versunkt die Welt des Liberalismus, des Bürgers. Sie ist uns Herolden der Zukunft fremd. Wir sind jener Teil der Nation, der — deutsch im vollen Sinne des Wortes — sich sammelt, um die Burgen einer zur Anbetung des Götzen Gold entarteten Anschauung zu berennen und in Trümmer zu legen!

Geldherrschaft, Verjudung und Vernegerung sind die hauptsächlichsten Kennzeichen der tiefgehenden Entartung der altgewordenen abendländischen Völker. Damit sind auch die Zielpunkte unseres Kampfes gekennzeichnet, der ein Kampf um die Reinheit von Blut, Geist und Seele unseres Volkstums ist.

Alles, was wir an politischer, sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Arbeit leisten, wird von diesen großen Richtlinien der Bewegung bestimmt, mag es auch in der Tätigkeit des Alltags nicht immer klar in Erscheinung treten."

Das Letzte ist sicher zutreffend: wenn nationalsozialistische Prügelhelden mit dem Gummiknüttel gegen die Roten losgehen, wenn unter dem Zeichen des Hakenkreuzes gegen die Sozialdemokratie und für das Bürgertum (siehe Oesterreich) mit brutaler Gewalt gekämpft wird, wenn dem Fascismus eines Mussolini offen gehuldigt wird, verspürt man allerdings nichts von der Reinheit des nationalsozialistischen Blutes und Geistes. Diese Art der Sendung der nationalsozialistischen „Ordensritter" kann der Welt wirklich — gestohlen werden.

Rettet die Selbstverwaltung.

Im „Právo Lidu" veröffentlicht der Bürgermeister von Pilsen, Abgeordneter Pik, einen Artikel, in dem er sich mit der unhaltbaren Lage der Selbstverwaltungskörperschaften befaßt. Der Artikel schließt mit den Worten:

„Es ist unumgänglich notwendig, der Selbstverwaltung rasch zu helfen und eine zweckmäßige Novellierung des Gesetzes Nr. 77 sowie auch des Gesetzes über die sogenannte Verwaltungsreform vorzubereiten. Jede weitere Verzögerung bedeutet eine völlige Katastrophe in der Wirtschaft der Selbstverwaltung und schwere Komplikationen in der Staatspolitik. Es ist unmöglich, länger dem Siechtum der Selbstverwaltung zuzuschauen und für ihren Tod die Verantwortung zu übernehmen. Rasche Hilfe der Selbstverwaltung ist eine Angelegenheit, von der die Ruhe und die Konsolidierung im Lager der Regierungsmehrheit abhängt."

Wir schließen uns der Auffassung des Genossen Pik, der stets ein grundsätzlicher Vorkämpfer der Selbstverwaltung und der Verwaltungsdemokratie gewesen ist, vollinhaltlich an.

Indiens Ruf nach Freiheit.

Lahore, 1. Jänner. (Reuter.) Unter allgemeiner Begeisterung wurde heute die Session des allindischen Kongresses geschlossen. Der Präsident des Kongresses gab eine Uebersicht der Kongreßarbeiten, worauf er erklärte, daß die Rufe Indiens nach Unabhängigkeit schon in der ganzen Welt erschallen und den jenseits des Meeres lebenden Indern ermöglichen, stolz ihr Haupt zu erheben. Er würde sehr gern sehen, wenn der gegenwärtige Kongreß von allen Elementen gesäubert würde, welche sich mit einer bloßen Reform der heutigen Ordnung begnügen würden. Die Weltgeschichte lehre, daß sich die Freiheit immer nur geordnete, disziplinierte und entschiedene Reihen stolzer Männer und nicht die Herdenmassen errangen.

Nach Beendigung seiner Rede erhoben sich alle 15.000 Kongreßmitglieder unter stürmischen Rufen: Bandé Mataram! (Mutter bleibe gesund! — Gemeint ist die fruchtbare Erde; das sind die ersten Worte der Hymne der nationalen indischen Bewegung.)

Demission Primo de Riveras?

Paris, 1. Jänner. Zu den Gerüchten über die Demission der spanischen Regierung meldet das morgige „Journal", daß man im Falle der Annahme der Demission durch den König die Bildung einer neuen Regierung mit General Berenguer, dem Chef der Militärkanzlei des Königs, an der Spitze erwartet. Außenminister würde Gonzales Hontoria, ehemaliger Minister im Kabinett Prieta werden, der Verhandlungsleiter bei den spanisch-französischen Marokkoberatungen war.

Antifascisten in Paris verhaftet

Angebliche Attentatsvorbereitungen.

Paris, 1. Jänner. Die Polizei nahm drei italienische Journalisten unter dem Verdachte fest Mitglieder einer terroristischen Organisation zu sein, die antifascistische Attentate vorbereitet. Die Namen der Verhafteten sind: der 50jährige Giuseppe Sardelli, ehemaliger italienischer sozialistischer Abgeordneter, weiters einer der bedeutendsten Gegner des Fascismus, der 46jährige Doktor der Rechte Alberto Cianca, ehemaliger Direktor der römischen Blätter „Mondo" und „Risorgimento" der jetzt in Paris das geheime antifascistische Blatt „Becco Giallo" („Gelber Schnabel") herausgibt, und schließlich den 45jährigen Alberto Tarchi, ehemaligen Chefredakteur des Mailänder „Corriere della Sera". Die Untersuchung habe festgestellt, daß dieselben mit dem Urheber des kürzlich mißlungenen Attentates auf den italienischen Thronfolger De Rosa in Verbindung standen. In der Wohnung der Verhafteten wurden sieben Kilogramm Explosivstoffe sowie anderes Material für Bombenerzeugung gefunden. Der Verhaftete Cianca soll eingestanden haben, er habe mit seinen Genossen Attentate vorbereitet, die jedoch nicht auf französischem Boden verübt werden sollten. Die Polizei nimmt an, daß ein Attentat auf die italienische Delegation beim Völkerbund beabsichtigt war.

Londons Schulden: 23,8 Milliarden Kč.

London, 1. Jänner. (Reuter.) Nach einem offiziellen Berichte beträgt die Schuld der Stadt London heute 145 Millionen Pfund Sterling.

Das neue ägyptische Kabinett.

Kairo, 1. Jänner. (Reuter.) In dem neuen ägyptischen Kabinette wird der Führer der nationalistischen Wafdpartei Nahas Pascha das Präsidium und das Innenministerium übernehmen. In einem Schreiben an den König Fuad kündigt Nahas Pascha als das Hauptziel des neuen Ministeriums innere Reformen an. Weiters wird es das Streben der neuen Regierung sein, dem Lande die tatsächliche Unabhängigkeit zu sichern, ein ehrenhaftes und dauerndes Abkommen mit Großbritannien zu erzielen und zu den übrigen ausländischen Mächten eine Politik der Freundschaft zu führen.

Militärische Vorkehrungen in Niederländisch-Indien.

Amsterdam, 1. Jänner. Die Blätter bringen ausführliche Berichte über das gemeldete umfassende Vorgehen der Polizei in Niederländisch-Indien gegen die Leiter der dortigen Selbständigkeitsbewegung. Die aufsehenerregende Aktion der niederländisch-indischen Behörden wurde durch die Befürchtung veranlaßt, daß in der Silvesternacht ein von der indonesischen Nationalpartei vorbereiteter Aufstand ausbrechen sollte. Als Vorbereitungsmaßnahmen gegen etwaige Unruhen wurden die Truppen in den wichtigsten Garnisonsstädten in Alarmbereitschaft gehalten, während die Wachtposten überall verstärkt wurden. Die Zahl der Verhafteten ist inzwischen weiter gestiegen und geht in die Hunderte. Unter den Verhafteten befinden sich fast alle Führer der indonesischen Nationalpartei.

Tagung des Internationalen Frauenkomitees der S.A.J.

Die Sitzung des Internationalen Frauenkomitees beginnt am 11. Jänner 1930 um zehn Uhr vormittags im grünen Saale des Volkshauses in Zürich. Ihr wird eine Sitzung des Präsidiums vorangehen, die am 10., nachmittags im Sekretariat der S. A. J. stattfindet.

Das Präsidium schlägt dem Komitee einvernehmlich folgende Tagesordnung vor:

1. Nachwahl in das Präsidium. 2. Der Frauentag. 3. Internationale Frauensommerschule. 4. Propagandistische Unterstützung der Frauen in den Ländern ohne Gleichberechtigung, a) in Ländern ohne Demokratie, b) in Ländern ohne gleiche Demokratie. 5. Die Open-door-Bestrebungen und der Arbeiterinnenschutz; 6. Internationale Regelung der Staatsbürgerschaft der Frauen. 7. Presse (Ausgestaltung der gegenseitigen Information). 8. Die Agitation auf dem Lande. 9. Vorschläge für die Tagesordnung der nächsten Sitzung des Frauenkomitees.

Aus Anlaß der Anwesenheit der führenden Genossinnen aus vielen Ländern, veranstalten die Schweizer Sozialdemokratinnen eine Reihe von großen Frauenversammlungen, in denen die ausländischen Gäste sprechen werden. In Zürich findet die Versammlung am 10. Jänner in einem der größten Säle des Volkshauses statt.

Tagesneuigkeiten.

Das Eisen und wir.

Wir kleben an Streben,
An eisernen Aesten,
Hoch über Fabriken, hoch über Palästen
Und feilen und keilen und schwenken die Schragen,
Die Türme den Wolken entgegenzutragen.

Es dröhnt in den Ohren!
Blut drängt aus den Poren.
Mit sprühendem Geiser bespuckt uns das Eisen.
In Lenden und Händen brennen die Stunden,
Es schmerzt in den Hirnen der Schrei der Sekunden.

Tief jauchzet die Erde
Ihr ewiges Werde!
Beseligt erschauern Wesen und Dinge.
Wir dürfen nicht schlürfen von allen diesem Segen,
Wir stehen und hämmern auf eisernen Wegen.

Wir hämmern und hauen,
Ohne zu schauen
Erlösenden Frühlings blühendes Schreien.
Not ist Gebot. Wer hat da Bedenken?
Wir müssen uns alle an's Eisen verschenken.

Doch, Schwestern und Brüder!
Nie sterben die Lieder,
Die Freiheitsgesänge in unserem Blut.
Jauchzendes Leben wird sich erheben,
Die Arbeit befreien und alles wird gut.

Willi Mader.

72 Todesopfer des Kinobrandes.

Paisley, 1. Jänner. (Reuter.) Bei der Katastrophe, welche der Brand eines hiesigen Kinos im Gefolge hatte, sind nach einer amtlichen Meldung insgesamt 72 Personen ums Leben gekommen. 37 Kinder wurden verletzt. Sämtliche Leichen weisen Erstickungsmerkmale auf. Als die Leichen identifiziert wurden, fielen viele Frauen in Ohnmacht. Ein junger Bursche rettete aus dem brennenden Gebäude 18 Kinder. Dem Brande fielen Kinder im Alter von 3 bis 14 Jahren zum Opfer.

•

Der Brandmeister Wilson bezeichnet die Brandkatastrophe als das schrecklichste Ereignis seines Lebens. Er betonte, daß die Feuerwehr zwei Minuten nach dem Alarm an der Brandstätte eingetroffen sei. Zivilpersonen riefen ihnen zu: Setzt eure Rauchhelme auf, man kann in den Rauch nicht hinein! Als aber die Feuerwehrleute hörten, daß Kinder in Gefahr seien, warteten sie nicht erst auf die Rauchhelme, sondern machten sich an ihr Rettungswerk. Die verzweifelten Kinder packten die Feuerwehrleute bei ihren Röcken und diese griffen, so viel sie nur greifen konnten, und eilten mit ihnen ins Freie. In der Nähe der Ausgänge lagen in dichten Reihen zusammengeballt die Lebenden und die Toten.

Wenn der Tonfilm lockt . . .

Eine Auswahl von Briefen an Tonfilmgesellschaften.

... Es kommt mir aus dem Innersten ganz heraus, und auch in weit abliegender Jugend sah es das Augenmerk, ich singe gern und freiwillig, am liebsten wie ein dichtbehängter jauchzender Himmel mit Geigen. Da ist natürlich der neuheraufgekommene Tonfilm, wie er jetzt auch in Amerika eingeführt worden ist kürzlich, ganz einzig allein richtig für mich.

... Wenn ich heutigentags einen Tonfilm nach dem anderen sehe, ist es nichts wie unzulänglich, da dürfte ich für Ihnen, habe ich mir gedacht, das gegebene Subjekt sein. Glänzend und ohne Zucken singt meine Stimme hoch hinauf, und es ist scheußlich zu hören, wie sich sonst sehr geachtete Schauspieler mit Singen bemühen, wo keine Stimme zur Stelle ist.

... Ich bin gelernter Kopfarbeiter, aber es ist nichts, sie wollen Leute mit Bilanzfrisierenkenntnis, wo ich mich nicht hingebe. Also der Tonfilm. Klingend prangt die Stimme dahin, ich will sie mit Ernst auftreten lassen, und es ist gewinnend. Auch den Regisseur mache ich am liebsten selbst, weil Sie ihn dann in der Lage zu entbehren sind.

... Ich möchte Ihnen mit heutigem meine Tochter anbieten. Ob ist sie sehr hoch und unten schön gedämpft die Stimme, und fließt dahin wie reißendes Silber. Sie hilft mir beim Haushaltmachen und hat großen und heftigen Drang in sich, und wo doch schon einfache Telefonsekretärmädchen den Film hinaufgekommen sind. Natürlich müssen wir bis zum Engagement noch einen Monat warten, weil ihr der Abschied schwer wird und wir den Hausputz beendigen müssen.

... Ich bin sozusagen auf den Tonfilm hingehend geboren, denn schon in der Wiege konnte ich bemerken, daß meine Stimme schwingend und hochtönend ist, und alle Tanten auch. Was ich heute hinsinge, mache ich ganz aus dem Aermel hervor. (Mitgeteilt von Werner Lobbenberg.)

Der soziale Standpunkt der A. u. W. offenbart sich nach wie vor am schönsten in den humoristischen Ecken der „Bohemia", an denen die reaktionären Kläffer aller Länder mit Vorliebe ihre Hinterbeine heben. In der Neujahrsnummer des ehrenwerten Kafka-Blattes hat wieder einer seine illustrierte Visitkarte abgegeben. Man liest unter einem Bildchen:

Gnädige: „Mein Silber in Ihrem Koffer?"
Dienstmädchen, die gekündigt worden ist: Sehen Sie es doch genauer an. Das stammt doch aus dem Hause, wo ich letzte Woche im Dienst war."

Das könnte natürlich auch Eigenbau der „Bohemia" sein, so fein pointiert ist der Witz. Aber, da Kafkas Blatt die Quelle angibt, aus der es derlei soziale Neujahrsbetrachtung schöpft, wollen auch wir sie nicht verschweigen. Der ordinäre Witz stammt aus der fascistischen Zeitung „Il Travesso" (Rom). Dort gehört er hin. Da er aber in wenig geänderter Fassung auch in der „Bohemia" alle Quartale wiederkehrt, wird man sie wohl ähnlich einschätzen müssen wie ihre noble Quelle.

Arktische Hilfsaktion. Das Staatsdepartement des Innern der Vereinigten Staaten hat die Sowjetregierung ersucht, nach den vermißten amerikanischen Fliegern Eielson und Borland, die über dem Nordkap Flüge unternahmen und seit 9. November l. J. vermißt werden, Nachforschungen anzustellen. Die Nachforschungen nach den Fliegern wird der russische Flieger Gromow aufnehmen, der die Route (Chabarowsk (im Fernen Osten) — Ochotsk — Nordkap nehmen wird.

Die Papageienkrankheit ist jetzt auch in Altona in sechs Fällen festgestellt worden, von denen einer tödlich verlief. Die Kranken wurden zunächst auf Lungenentzündung behandelt, bis sich der Verdacht, daß es sich um die sogenannte Papageienkrankheit handle, bestätigte. Bei Behandlung eines kranken Ehepaares, von dem der Ehemann kurz nach der Einlieferung starb, sind auch ein Arzt und eine Krankenschwester infiziert worden. Die beiden weiteren Fälle betreffen einen Mann und eine Frau, welche sich ebenso wie der Arzt und die Krankenschwester auf dem Wege der Heilung befinden. Der Papagei des Ehepaares, der noch vor Auftreten der Krankheit starb, — zwischen Infizierung und Auftreten der Krankheit scheint eine Frist von 12 bis 15 Tagen zu liegen — war ein junges, vor acht Wochen aus Südamerika eingeführtes Tier. Die beiden anderen Papageien, von denen einer ebenfalls gestorben ist, der andere in Quarantäne genommen wurde, sollen von der gleichen Herkunft sein wie das erste Tier.

Volkszählung im Jahre 1930. Am 1. Dezember 1930 findet die zweite Volkszählung in der Tschechoslowakischen Republik statt. Die erste Volkszählung hat am 15. Feber 1921 stattgefunden.

Teuerungswelle in Frankreich. Das Neujahr beginnt in Frankreich unter dem Zeichen der Teuerung. Ab heute wurden durchschnittlich um 15 Prozent sämtliche Verkehrsmittel in Paris, d. i. die Untergrundbahn, die Autobusse, die Trambahn und Taxameter erhöht. Außerdem wurde, wie bereits gemeldet, die elektrische Energie erhöht. Schließlich erwartet man anfangs Feber oder März eine allgemeine Preissteigerung um ca. 20 Prozent, in dem Zeitpunkte, da in Frankreich die Sozialversicherung ins Leben tritt.

Ein angenehmes Neujahr hatten die französischen Flieger Costes und Genossen, denen aus der Staatskassa eine Prämie in der Gesamthöhe von 1,800.000 Franks für die Erringung von zwei Weltrekorden im vergangenen Jahre ausgezahlt wurde und zwar den Langstreckenrekord im geschlossenen Kreise.

Ein wertvolles Bild gestohlen. Beim Transport von Brüssel nach London wurde das Bild Van Dycks „Das Konzert der Engel", das auf fünf Millionen Kronen geschätzt wird, gestohlen. Als man die Kiste, in der das Bild transportiert wurde, in London öffnete, fand man darin nur den Rahmen des Bildes, aus dem die Leinwand herausgeschnitten war. Bisher hat man keine Spur von den Tätern.

382 Verhaftungen in der Berliner Silvesternacht. Obwohl die Berliner Polizei auf Anordnung des Polizeipräsidenten gegenüber kleineren Vergehen und Ausschreitungen in der Silvesternacht außerordentlich zurückhaltend war, mußten doch 382 Personen festgenommen werden.

Wenn der Weichenwärter bewußtlos ist. Aus Königsberg wird gemeldet: Am Silvesterabend überfuhr ein Personenzug zwischen Insterburg und Blumental einen Personenomnibus der Stadt Insterburg. Von den Insassen des Kraftwagens wurden vier getötet, sieben schwer und vier leicht verletzt. Eine weitere Person ist ihren Verletzungen im Krankenhaus erlegen. Das Unglück ist darauf zurückzuführen, daß die Schranken nicht geschlossen waren. Man fand den Weichenwächter in seiner Wärterbude bewußtlos auf.

Die nackte Frau auf dem Felsen. Westlich von Schottland liegt die kleine einsame Insel Jona, für gewöhnlich weit aus dem Bereich aller Sensationen. Kürzlich fanden Fischer auf dieser Insel den toten Körper einer nackten Frau, die mit ausgestreckten Händen auf einem großen in den Boden gegrabenen Kreuz lag. Das aufgelöste Haar bedeckte ihr Gesicht, eine kostbare Perlenschnur trug sie um den Hals. Es war an dem Körper keinerlei Verletzung festzustellen, die auf ein Verbrechen gedeutet hätte. Die verschiedensten Gerüchte drangen aus den Fischerdörfern nach London. Es stellte sich heraus, daß die unbekannte Frau die Tochter eines bekannten italienischen Gelehrten, des Leiters eines medizinischen Instituts in Mailand, Fornario, ist. Ihre Mutter war im Wochenbett gestorben. Das Mädchen wurde von den Großeltern in London und später in einem bekannten englischen Mädchenpensionat erzogen. Sie veröffentlichte sehr begabte Gedichte und versuchte sich mit viel Erfolg als Romanschriftstellerin. Sie studierte kunstgeschichtliche und religionswissenschaftliche Werke und vertiefte sich in altägyptische Kunst- und Religionsstudien. Mitten im Londoner Leben lebte sie ein abseitiges und geheimnisvolles Leben. Den Sommer verbrachte sie in den letzten Jahren auf der Insel Jona. Sie stand in Verkehr mit Frau Blavatsky, der Gründerin der Theosophischen Gesellschaft, der sie auch einen Brief hinterlassen hat, in dem sie schreibt, daß sie Ekel vor dem ärztlichen Materialismus und vor gewöhnlicher Nahrung habe. Sie suchte die wahre Gesundheit und wolle sich nur der Natur anvertrauen. Sie ist anscheinend in einer Krise religiösen Wahnsinns auf der Insel freiwillig verhungert.

Rationalisierung im Braugewerbe. Der Zeitung „Der böhmische Bierbrauer", entnehmen wir folgende Daten: „Im Jahre 1860 bestanden in Böhmen allein 1040 Brauereien mit einem Gesamtausstoß von 2,654.850 Hektoliter; in den folgenden Jahren sank die Zahl von Jahr zu Jahr, so daß heute in Böhmen nur 380 Brauereien bestehen, aber mit einem Jahresausstoß von 8,592.205 Hektoliter. In der ganzen Republik gibt es derzeit 470 Brauereien, mit einem Gesamtausstoß von 11,055.390 Hektoliter. Auf die Ausfuhr entfallen nur 258.796 Hektoliter, das sind 2.34 Prozent." Die Dividenden der großen Brauereien beweisen, daß die Rationalisierung sich für die Unternehmer glänzend auswirkt.

Es ist nicht alles Elfenbein . . . Mutti steht mit ihrem Söhnchen vor dem Elefantenkäfig. Aber Jumbo, der Riese, ist schließlich auch nur — — —, kurzum, es passiert ihm etwas sehr Natürliches. Fränzchen beobachtet den Vorgang mit dem Interesse eines Gelehrten. Nach einer langen Pause bemerkt er schließlich: „Ich dachte, aus dem Elefanten kommen bloß Billardkugeln . . .?"

Die Tragkraft des Eises. Verschiedene neue Untersuchungen geben ein interessantes Bild von der außerordentlich großen Tragfähigkeit des Eises. Eine Eisfläche von nur 4 Zentimeter Dicke ist schon in der Lage, einen mittelschweren, allein gehenden Menschen zu tragen. Eine ausschwärmende Infanterieabteilung kann gefahrlos bei einer Dicke von 9 Zentimeter über das Eis marschieren. Eine 12 Zentimeter starke Eisschicht trägt bereits kleinere Kanonen. Bei einer Dicke von 14 Zentimeter können auch die schwersten Artilleriegeschütze auf Schlitten über das Eis transportiert werden. Eine Eisschicht von 30 Zentimeter, die allerdings nur sehr selten erreicht wird, trägt auch die schwersten Gewichte. Um das Eis zum Schlittschuhlaufen freizugeben, wird im allgemeinen eine Eisdecke von 10 bis 12 Zentimeter Dicke als ausreichend erachtet.

Sekretariatsverlegung des Verbandes Arbeiterfürsorge.

Wir bringen den Genossen zur Kenntnis, daß der Vorstand des Verbandes Arbeiterfürsorge den Beschluß gefaßt hat, sich mit seinem Sekretariat in die übrigen zentralen Einrichtungen der Partei einzugliedern und aus diesem Grunde die bereits seit langem in Aussicht genommene Uebersiedlung nach Prag zu vollziehen.

Die Uebersiedlung erfolgt in den letzten Dezembertagen. Die Adresse des Sekretariates, das von nun an mit der Lotteriekanzlei verbunden sein wird, lautet:

Verband Arbeiterfürsorge, Prag II., Fügnerovo nám. 4.

Es sind daher alle Zuschriften, sowohl für das Verbandssekretariat als auch für die Lotterieabteilung, an die Adresse: Prag II., Fügnerovo nám. 4, zu richten.

Vom Rundfunk.

Donnerstag.

Prag: 11.15 Schallplattenmusik; 16.30—17.25 Konzert; 17.25 Deutsche Pressenachrichten; 17.30 Deutsche Sendung: Dr. Trude Rawkluf, Prag: Die Sprachtugend des Kindes; — Deutsche Arbeitersendung: Richard Bäumel, Aussig: Urlaubskultur der erwerbstätigen Bevölkerung. — **Brünn:** 11.50 Schallplattenmusik; 17.25 Deutsche Pressenachrichten; 17.30 Deutsche Sendung. Doz. Dr. L. Kürsiner: „Was haben wir bei unserer Ernährung zu beachten"; — Prof. L. Gabrecht: Literarische Vorlesung; 18.35—18.50 Musik für die Jugend. — **Preßburg:** 11.30 Schallplattenmusik; 12.55—13.30 (Sendung nach Prag und Brünn) Konzert; 13.50 Deutsche Pressenachrichten; 16.30 Konzert; 18.05—18.50 Schallplattenmusik; 19.05—19.50 (Sendung nach Prag und Mähr.-Ostrau) Konzert. — **Mähr.-Ostrau:** 11.30 Schallplattenmusik; 12.30—13.30 Konzert; 16.30 Konzert; 17.30 Das moderne tschechische Lied. — **Königswusterhausen:** 18.00—18.30 Deutsche Aufarbeit in Brasilien; 19.20—19.45 Die Gefahren beim Umgang mit Schußwaffen. — **Brüssel:** 20.15 Konzert. — **Berlin:** 18.00 „Technischer Rückblick auf das Jahr 1929"; 18.00 „Der neue Kurs der englischen Regierung"; 20.30 „Major Barbara", Komödie von Bernard Shaw. — **Stuttgart:** 20.00 Konzert. — **Leipzig:** 20.30 Symphoniekonzert. — **Breslau:** 18.50 „Siebzig Jahre Darwinismus"; 20.30 Sym.-Kons. — **München:** 20.30 Symphoniekonzert. — **Hamburg:** 19.20 Das Genie-Problem. — **Wien:** 17.30 Vergessene Opern von Verdi; 18.00 Tiere im Winter; 18.30 Stunde der Kammern für Arbeiter und Angestellte; 19.05 Geschichte des Tanzes; 20.00 Chorvorträge der Wiener Madrigal-Vereinigung; 21.00 Liederstunde; 21.30 Volkstümliches Konzert. — **Bern:** 19.00—19.20 Ländlermusik. — **Basel:** 21.00—22.00 Bunter Abend. — **Oslo:** 18.15 Chorkonzert. — **Hilversum:** 22.55 Orchesterkonzert. — **Agram:** 19.30 Opernübertragung.

Schiff in Not.

Von **Bodo M. Vogel** (Paris).

Seit Tagen schon lag das kleine Fischerboot auf hoher See. Das Wetter war günstig. Die Segel standen still wie die Flügel ruhender Seemöven. Die Besatzung, fünf Mann hoch, den Steuermann mit inbegriffen, arbeiteten unverdrossen... Sie warfen hier die Netze aus, dort holten sie schon die reiche Beute ein. Eine harte Arbeit, die des Fischers auf hoher See... Der Schweiß rann in Strömen über ihr sonnenverbranntes und wettergeschlagenes Gesicht.

Der Eigentümer der Fischerbarke stand am Steuerrad und betrachtete mit wirscher Miene seine Leute. Er war ein rauher Geselle, dem die Arbeit immer zu wenig, der Lohn zu hoch war. Niemals war er zufriedenzustellen. Er fluchte den ganzen lieben Tag wie ein Grenadierfeldwebel...

„Was nur der alte Brummbär hat?" fragte einer der Matrosen den Steuermann.

„Er möchte am liebsten das ganze Meer mitnehmen, damit andere nichts bekommen," meinte der Steuermann. „Laß ihn schimpfen! Zieht an! Ho-ruck! Zieht an! Ho-ruck!

Die Netze wurden gehoben und der Hohlraum der Barke füllte sich mit Fischen.

„Hole mir eine Flasche Rum!" schnauzte der Schiffsherr den jüngsten seiner Matrosen an. „Rasch! Eins, zwei, drei...!"

Der Matrose wollte seine Arbeit verlassen. Man gab den Netzen gerade den letzten Hub. Ho-ruck! Ho-ruck! Die Seile waren gespannt — ein Zeichen guter Beute.

„Bleib' bei deiner Arbeit!" keuchte der Steuermann, an den Stricken zerrend, dem jungen Burschen zu. „Wir wollen zuerst die Netze hochziehen."

Der Mann blieb. Schweißtropfen liefen ihm über das rauhe Gesicht.

„Teufel! Kreuz und Donnerwetter!" fluchte der Fischer. „Hast du nicht gehört, was ich dir befohlen?"

„Lassen Sie ihn bei der Arbeit!" sagte ruhig der alte Steuermann. „Wir heben erst die Netze aus, dann kann er gehen. Sie werden inzwischen nicht verdursten!"

„Ich habe Sie nicht um Rat befragt!" brüllte der Schiffsherr. „Wenn ich befehle, habt ihr zu gehorchen."

„Nicht immer, Herr," erwiderte der alte Steuermann gemächlich. „Die Arbeit ist unsere Sache und dabei haben wir wohl auch noch ein Wort zu sagen!"

Und die Matrosen lachten aus voller Kehle.

Vom Zorne übermannt, sprang der Eigentümer auf den jungen Burschen zu und schlug ihm ins Gesicht. Der Matrose, obwohl kräftig und geschickt, glitt aus und fiel in den mit Fischen gefüllten Raum der Barke...

Die gebräunten Gesichter der rauhen Männer wurden noch dunkler ...

„Der Herr befiehlt," schrie wütend der Eigentümer. „Und Ihr habt zu gehorchen, Bande!"

Der Steuermann ließ das hochgezogene Netz in das Wasser zurückgleiten und sagte mit drohender Stimme:

„Nein! Die Mannschaft steht unter meinem Befehl. Verstanden!"

„Du bist ein alter Maulheld, ein Faulpelz, wie deine Matrosen! Fressen wollt ihr und einen hohen Lohn... Herr bin ich..."

„Genug! Machen Sie Ihre Arbeit selbst!" schrie der Steuermann. „Die Hände gekreuzt, Leute, und komme was da will, ohne meinen Befehl wird nichts angegriffen."

Und die fünf Männer standen da mit gekreuzten Armen...

„Bah!" lachte der Schiffsherr, „steht nur, solange ihr wollt! Ich werde euch zeigen, daß ich auch allein fertig werde. Ich brauche euch nicht..."

Und er machte sich an die Arbeit.

„Wir werden bald den Sturm auf dem Halse haben," erklärte der Steuermann seinen Leuten. „Was sich auch ereignen mag, aushalten, Burschen..."

Und bald begann der Tanz. Der Sturm heulte über dem Meere, die Wellen türmten sich wütend und schäumend, schlugen wild auf die kleine Fischerbarke ein, die wie eine kleine Nußschale einhertanzte und jede Sekunde umzuschlagen drohte... Der Sturm pfiff das Lied des Todes in den straffgespannten Segeln... Der Schiffsherr stand am Steuerrad... Verzweifelt fluchte er:

„Helft, Ihr Räuberbande! Hunde! Hunde! Es geht auch um Euer Leben...!"

„Die Männer standen da, stumm, bewegungslos und mit gekreuzten Armen. Jeder blickte dem Tod in die Augen, aber keiner rührte sich...

Die Wogen schlugen höher, die tobenden Wellen peitschten das kleine Schiff und in diesem Kampfe der Elemente mußte die Katastrophe jeden Augenblick hereinbrechen... Der Schiffsherr rang die Hände.

„Helft Ihr Männer! Um Gottes Willen helft! Wir sind verloren! Der Allmächtige erbarme sich unser!"

Und er bekreuzigte sich.

Der Steuermann blickte seine Leute an. Stumm standen sie da, furchtlos und entschlossen.

„Alle Mann an Bord!" klang seine gewaltige Stimme. Er eilte an das Steuerrad und gab gelassen seine Befehle. Sie wurden rasch durchgeführt... Das Schiff änderte seine Richtung. Das Gleichgewicht wurde hergestellt und unter dem Drucke des Steuerrades wich es leicht den Wellen aus. Die Barke flog dem Lande zu...

Beschämt stand der Schiffsherr vor seinen Leuten.

„Verzeiht, Ihr Männer," sagte er gerührt. „Teufel! Teufel! Es war aber auch die höchste Zeit! Wir waren schon verloren! Habt Dank, im Namen meiner Familie..."

„Genug, Herr, genug!" erwiderte der Steuermann. „Es geschah nicht allein um Ihretwillen. Weib und Kind haben auch wir... Merkt es Euch, Herr...!

Das Fest des Völkerfriedens.

Eine Weihnachtsvision.

Ich sah die um Frieden betrogenen Völker an ihre Landesgrenzen ziehen: große, unzählbare Menschenmassen, niemand hielt die Waffe. Sie gingen furchtlos, gehobenen Hauptes, Siegesgewißheit in dem Blick. Sie hatten keine Führer, nur das Erwachen trieb sie vorwärts, wo des Völker-Friedens Sonne aufgegangen war; immer neue Massen drangen ihnen nach, gleich Wellen in der Meersbrandung ... und die Wellen waren rot. Und immer lauter wurden die Rufe:

Genug, ihr Lenker, eurer betörenden Phrasen von der Neuen Aera in den alten Bahnen!

Wir haben schon das Recht und Freiheit!

Wir sind Demokratie! Tot ist die alte Zeit! Toi, toi!...

Berge und Täler wiederholten im Echo: to—ot! to—ot! to—ot!... Die Alldeutschen und Panslavisten, die Geheimdiplomaten und die Revanchisten gerieten in Panik; die Könige und Diktatoren verkrochen sich in ihre Weinkeller und hielten Rat, was tun? Bis ein Jenseitstelegramm von Nikolaus II. kam:

Abdanken! Die rote Welle schwemmt euch alle weg!....

Aber die Massen schauten sich nach ihnen gar nicht um; es war kein Moment in dieser großen Stunde frei, über sie zu Gericht zu sitzen.

Und jubelnd schlossen sich den Massen an: die Kurzarbeiter und Arbeitslosen, die Streikenden und Ausgesperrten, jung und alt, Mann und Weib; auch die hungernde Intelligenz lief mit.. Die Arbeitsstätten ruhten, kein Rad drehte sich, kein Fabrikkamin rauchte mehr; alles Geschäftsgetriebe erlahmte: Banken, Börsen, Märkte, Läden, die Eisenbahnen liefen nicht... Der Himmel hat sich aufgetan, er war ganz leer.

Und als gingen die Massen bei den Kirchen vorbei, begannen die Glocken ganz von selbst zu läuten:

Ueber allen Grenzen eilt zu euren Brüdern, die euch nie gehaßt!...

Die Priester flohen, sie fürchteten die erwachten Massen. Und als diese an die Landesgrenzen kamen, flohen auch die Posten; die Pfähler stürzten um als das hohe Lied ertönte:

Wir kennen keine Feinde, wir kennen Menschen nur! Unser liebes Vaterland ist das ganze Menschenland! Hoch die Völkereintracht! Nieder mit den Irreführern!...

Alles horchte: Die Berge drängten sich zusammen, die Wälder rauschten nicht; die Flüsse, Bäche, Wasserfälle, Steine, Felsen, Blumen, Kräuter, jedes Gräslein feierte die große Stunde mit... Die Sonne leuchtete, wie noch nie zuvor...

Und als die Massen an den Grenzen mit Nachbarmassen sich berieten, schrieben sie keine Papierfetzen voll, die Freiheit der Meere und offene Türen nach den Weltmärkten zu garantieren, gelobten nur die Freiheit der Gewissen heilig und immun zu halten und sich fortan selbst zu regieren.

Sodann gruben die Massen eine tiefe Grube aus und warfen da den Blödsinn der alten Zeit hinein: den Monarchismus mit dem Gottesgnadentum, den imperialistischen Pazifismus, den Fascismus und alle sonstigen Idiotismen; darauf die ganze Schurkerei der alten Zeit: die Geheimdiplomatie, die von Schwerindustrie geschmierte Presse, die atemlose Rüsterei aus der Genfer Debattenzeit und das falsche Vermittertum zwischen Gott und Volk. Sodann kam die Reih' aufs kapitalistische Ungeheuer: mit großem Krach fiel zunächst die Teilung der Menschen in Proletarier und Bürgerliche in die Grube 'rein, ihr folgte das Recht auf Mehrertrag der Arbeit, aus Not und Schweiß und Blut gekn tet (man hieß ja diesen Dreck das „Kapital"). Sobald das Ungeheuer in der Grube war, folgte ihm sein Hofhund, der Militarismus, in vollem Gerüste nach: jeder Fuß im Kanonenrohr, Granate in der Schnauze, jedes Ohr aufs Bajonett gespießt, eine Siegesfanfare am Schwanze um den Hals einen Eisenring, an dem Menschenfetzen hangen, auf dem Kopfe eine Krone aus grinsenden Totenmasken. Und als er so ins Grab fiel, ging ein Jubelgeschrei um den Erdball... Nur aus den Weltkriegsgräbern heraus stöhnten die tödlich Betrogenen:

Umsonst sind wir gefallen! Umsonst! Umsonst!

Und als die Grube voll war, legten die Erwachten große, schwere Steine nieder und brannten auf jedem mit Flammensilben ein: Hier liegt unsere Dummheit für alle Zeiten begraben.

Und daß sie nie wieder auffstehe, nie wieder, ließen sie eine Ehrengarde Tag und Nacht dort wachen.

Als zum Schluß des Festes das Völkerlied erklang, das von den Erwachten selbst verfaßte, die neue „Internationale", sang alles mit; Bäche, Flüsse, Seen, Meere schäumten vor Freude; Gärten, Wälder, Wiesen, Felder, jedes Blümlein tanzte mit.

Die Winde brachten die frohe Botschaft in entlegenste Winkel hin und die Mutter Erde weinten Freudentränen hell:

Kehret doch zu mir, ihr Völklein!
Los vom verfluchten Industrialismus,
der euch Hirn und Herzen frißt!
Gibt es nicht in meinem Schoße
Nahrung und Reichtum für euch alle?
Ihr braucht sie nur zu holen,
sie gehören euch allen, Völklein, euch allen gleich!
Schdiedet das Marszeug in Pflüge und Sensen,
in Hämmer und Rechen um
und nehme Jeder nur so viel Land,
wieviel er selbst bestellen kann!
Zurück zu mir, Völklein, zurück zu mir!

Als nach dem Friedensfeste die Massen wieder heimkehrten, die Gräber des Weltkrieges taten sich auf und hinter jedem Erwachten ging ein Auferstandener heim...

Falsches Erlösungsläuten dröhnte irgendwo und die herrliche Vision schwand...

Völker! Ihr alle um den Frieden betrogenen Völker! Soll es eine bloße Vision bleiben?!...

A. Kamienna.

Besuch im Schlachthof.

SPD. Langsam öffnet sich eine Stalltür auf dem Berliner Städtischen Vieh- und Schlachthof. Warme Luft wirbelt heraus, die der Wintermorgen im Nu zu einer weißen Dampfwolke verdichtet. Nicht so eilig wie der Dampf hat es ein Schweinekopf, der unten vorsichtig herausingt, den Türpfosten beschnuppert und einen Pflasterstein dazu. Aber Türpfosten und Pflastersteine kann selbst ein Schwein nicht fressen, und so will das Tier wieder in den Stall zurück, sintemalen es überdies hier nicht recht geheuer ist. Aber das geht leider schon nicht mehr, denn drinnen knallt eine Peitsche, die immer einen rosigen Schinken trifft, wenn die zwanzig anderen Schweine nicht zur Tür hinaus wollen. Vor dieser Peitsche haben sie alle Angst; das naseweise Schwein, das den Kopf zuerst hinausstecktc, wird von den anderen durch die Tür geschoben und darf den Anführer machen auf dem Wege zur Schlachtbank. Etliche vertreiben sich die Zeit mit Grunzen.

Es harrt ihrer nichts Gutes. Die zwanzig kleinen, runden, fetten Schweine haben allenfalls die Aussicht, noch ein paar Minuten in der Totschlagbucht — so heißt der halbdunkle Raum längs der Wand — wie versteinert dazustehen und zu warten, bis sie die Axt trifft. In der letzten Bucht waren schon alle geschlachtet bis auf eins; das hatte sich in eine Ecke gequetscht und konnte mit einem Male die Augen so weit aufreißen, daß es gar keine Schweineritzen mehr waren. Seine Blicke verfolgten jeden der vorüberhastenden Männer; es wollte sicher so gern am Leben bleiben. Aber viereinhalb Millionen Menschen wollen essen in Berlin. Dazu brauchen sie in jedem Jahre anderthalb Millionen Schweine, und der Mensch ist nun einmal der Stärkere. „Kräck" saust die Axt auf den Schädel. Ein dumpfer Fall, ein Zittern; hinten strampelt noch ein Bein; Arme mit eisernen Muskeln fassen zu, schleifen den Rumpf aus der Bucht; ein Schnitt quer über die Kehle; man sieht noch, wie das Fett auseinanderklappt; dann schießt das Blut in den Bottich. Es raucht, das warme Schweineblut, es schäumt sogar, und ein Mann hat die Aufgabe, unentwegt darin zu rühren. Während der Mann noch rührt, kommt ein Kran herangeschaukelt. Der hebt den Schweineleib hoch und wirft ihn in den Brühbottich, der so groß ist, daß gleich immer drei Schweineleiber darin Platz haben. Wie kleine Nilpferde schwimmen die Schweine da herum, mit den Beinen nach unten.

Dann kommen sie zu einem Mann in Behandlung, dessen Aufgabe darin besteht, sie abzuschaben. Ganz weiß werden sie davon, und nun ist es so weit, daß jemand sie ausweiden kann. Wen es interessiert, der kann nachsehen, was das Tier zum letzten Schmaus gefressen hat; der Mann allerdings, der vorn in den Kuddelbecken die Därme reinigt, tut das ganz bestimmt nicht. Schließlich hängen die Schweineleiber da, haarscharf ausgerichtet wie ein Zug Soldaten, und der Meister Schulze oder Müller wischt sich die blutigen Hände ab, geht ans Telephon, läßt sich die Untersuchungsstation geben und sagt: „Hier Müller, Halle H, 20 Schweine!" —

Für die notwendige, strenge Fleischbeschau steht auf dem Berliner Schlachthof ein Stab von 650 Beamten und Angestellten zur Verfügung. Nur ganz einwandfreie Ware erhält den blauen Stempel. Für alles andere stehen überall große eiserne Kästen mit der Aufschrift „Beschlagnahmte Teile".

In jedem Schweineschlachthaus kann vor Dampf ein Mensch den anderen kaum noch sehen. Selbst die vielkerzigen Lampen schimmern nur ölig von der Decke herab. Dazu herrscht ein entsetzlicher Gestank. Die Stiefelsohlen tauchen in Blut ein; nur die Sohlen; nicht etwa, wie wehleidige Gemüter es öfter niederschreiben, man wate in einem Schlachthaus bis an die Knöchel im Blut. Dazu ist frisches Schweineblut viel zu kostbar.

Während jedes Schwein zusehen muß, wie sein Vordermann geschlachtet wird, geht jedes Rind einzeln seinen letzten Weg, bedächtig und gefaßt. Ein starker Mann legt den Kopf des Tieres in seine Arme und dreht ihn zur Seite — ein groteskes Bild ist das —, ein anderer mißt mit seinem Hammer, ob der Schlag auch gut sitzt; ein dumpfes Krachen, und zwei Vorderbeine knicken ein. 200.000 Rinder und 250.000 Kälber verbraucht Berlin jährlich, dazu etwa 500.000 Schafe.

Der Berliner Schlacht- und Viehhof ist der größte Europas. Er ist eine Stadt für sich. Mit eigenem Postamt und Bahnhof, Unfallstation, Polizeiwachen, Arbeitsnachweisen, Verbandsbüro, Bankgeschäften, Restaurationsbetrieben, Sparkassenzweigstellen, Werkstätten, Kontoren und Laboratorien. 260 preußische Morgen ist der Schlachthof groß, auf denen über 100 Gebäude stehen. Auf dem eigenen Güterbahnhof rollen jährlich 80.000 Waggons an. Der Gesamtumsatz ist mit 700 Millionen Reichsmark nur knapp gerechnet. Die sanitäre Abteilung (Fleischbeschau) hat 650 Mann Personal, die wirtschaftlich-technische sogar 1200 Mann. Hiezu kommen die 1000 Großschlächter, die wieder 4000 Gesellen und Treiber beschäftigen, nicht gerechnet die 5000 Ladenschlächter, die jeden Morgen den Fleischgroßmarkt besuchen, um einzukaufen. Und ein Raum nach dem anderen wird zu eng. Hier wird ein riesiges Rinderschlachthaus errichtet und drüben eine neue Fleischmarkthalle, ausgestattet mit allem, was die moderne Kühltechnik nur zu leisten vermag. Eine grandiose, stinkende, kochende, herzlose, aber überwältigende Stadt.

F. Köhler.

Unentbehrlich
für Vertrauensleute und Helfer der
Arbeiterfürsorge
sind die „Merkblätter für Fürsorgefunktionäre".
Bisher erschienen:
Nr. 1. Richtlinien für Fürsorgefunktionäre. II. Teil.
Nr. 2. Fürsorge und Gesellschaft. Von Heinrich Hergel.
Nr. 3. Arbeiter-Fürsorge und Fürsorge-Einrichtungen. Von Theodor Schuster.
Nr. 4. Arbeiterbewegung und Arbeiterfürsorge. Von Josef Holbauer.
Nr. 5. Aufgaben der Arbeiterfürsorge. (Kampf gegen Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten und Alkoholismus.) Von Dr. Arnold Holitscher.
In Vorbereitung:
Nr. 6. Sozialhygiene und Arbeiterfürsorge. Von Dr. Theodor Gruschka.
Nr. 7. Gewerkschaft und Arbeiterfürsorge. Von Anton Schäler.
Die Merkblätter sind zu beziehen durch den Verband „Arbeiterfürsorge" Geschäftsstelle
Brünn, Französische Straße 24.
Holt Euch Rat bei uns!
Die Arbeiterfürsorge ist die organisierte Selbsthilfe des Proletariats!
Dem Klassengenossen soll durch den Klassengenossen geholfen werden!
Gründet Bezirksvereine! Werbet Mitglieder! Helft der Arbeiterfürsorge!

Kleine Chronik.

Die in der Irre.

Gar viele sandten in Qual und Not
Zum Himmel ihr schmerzlich: „Warum!
Warum, o warum uns Steine statt Brot?"
Der Himmel aber blieb stumm.

Da haben sie endlich sich abgewandt,
Und dennoch ein Hoffen im Blick.
Und sind in die Irre ins weite Land
Und niemand rief sie zurück.

Und sie wandern und fassen den Jammer nicht,
Und nicht das harte Gescheh'n. —
O Herrgott, und gibt es ein ewig Gericht:
Wie wirst Du vor denen besteh'n!?

Hedwig Ernst.

Der Morphinist.

Krankheit oder Verbrechen?

Vor den Schranken des Schöffengerichts Berlin-Mitte steht ein menschliches Wrack. Mühsam schleppt sich ein Mann mit dünnem ergrauenden Haar an seinem Stock; häufig überläuft ein Zittern den ausgemergelten Leib. Dieser erbarmungswürdige, der an der fürchterlichen Krankheit Heinrich Heines und E. T. A. Hoffmanns leidet, der Rückenmarkschwindsucht, ist des Rückfallbetruges und der Führung eines falschen Titels angeklagt. Er ist wiederholt vorbestraft. Diesmal sind Frauen die Betrogenen. Der Mann ist — so grotesk das klingen mag — ein Heiratsschwindler.

Seine eigenen Bekundungen sind mit größter Vorsicht aufzunehmen. Er hat einen krankhaften Hang zur Aufschneiderei. In jungen Jahren mit einer Syphilis behaftet, ist er einem Rückenmarkleiden verfallen. Ein gewissenloser Kurpfuscher hat ihn ausgiebig mit Morphiumspritzen behandelt, wenn er von Schmerzen geplagt wurde: bis zu 30 Spritzen am Tag hat man ihm verabreicht! Infolgedessen ist seine Willensfreiheit stark herabgemindert. Er gibt an, die Taten, deren man ihn bezichtigt, in einem unzurechnungsfähigen Zustand, unter dem Einfluß des Morphiums begangen zu haben.

Von seinen phantastischen Erzählungen, nach denen er 8 Semester bei Ernst Haeckel in Jena Naturwissenschaft studiert habe, um dann zu wissenschaftlichen Zwecken nach Indien zu reisen, ist nur so viel wahr, daß er ein Gymnasium bis zur Quarta besucht hat. In Indien hat er sich zwar 8 Jahre aufgehalten, aber in untergeordneten Stellungen auf einer Schlangenfarm als Präparator oder Wärter. Seine zoologischen Kenntnisse sind gering. Er befand sich während des Krieges in russischer Gefangenschaft, wurde dann kurze Zeit in einer Getreideankaufsgesellschaft beschäftigt und will „politisch" tätig gewesen sein, d. h. Waffen für fremde Mächte aufgekauft haben. Das und seine Einziehung zum Heeresdienst sind unwahrscheinlich. Vielleicht hat er wirklich für Hugenberg Artikel geschrieben, wie er angibt. Aber daneben verlegte er sich auf allerhand Schwindeleien. Er erzählte zwei Frauen gesetzten Alters, er habe große Besitzungen in Indien, wegen deren er mit dem Reichsentschädigungsamt in Unterhandlung stehe: 10.000 Mark habe er zu bekommen. Seine Briefe unterzeichnete er mit „Dr. R.". Er gab sich als Assistent am Zoologischen Garten aus und als wissenschaftlicher Schriftsteller. Um dieselbe Zeit verlobte er sich mit diesen zwei Frauen, von denen er sich für die „Ueberfahrt nach Indien", wo geheiratet werden sollte Beträge von 1.500 und 2.400 Mark geben ließ. Eine Dritte wollte er als Hausdame mit 600 Mark Gehalt nach Indien mitnehmen; aber die roch den Braten und zog sich zurück.

Wo ist die Grenze zu ziehen zwischen Krankheit und Verbrechen? Staatsanwaltschaft und Gericht lassen Milde walten und erkennen übereinstimmend auf 9 Monate Gefängnis für den Rückfallsbetrug und 3 Wochen wegen Führung eines falschen Titels. Der Mann, der das alles getan haben will, um das Geld zur Rückkehr nach Indien zusammen zu bekommen, schleppt sich in das Krankenhaus zurück. Er wird es wohl kaum mehr verlassen und der indische Traum ist ausgeträumt ....

Chauffeurlatein.

Man sollte es doch nicht für möglich halten, was diese Zeitungsleute manchmal für einen Kohl in die Welt setzen, sagte Chauffeur Kühlwasser und warf die Zeitung auf den Tisch. Da hat doch so ein Kerl einen ganzen Artikel zusammengeschmiert über die Maschine und ihre Seele. Grad so als ob ein Auto ein Pferd wäre und ein Pferd ein Benzinmotor. Daß er nicht gleich dabei schreibt, daß kaputte Autos samt ihrem Chauffeur in'n Himmel kommen und Petrus Herrenfahrer geworden ist, das ist man alles.

Na ja, das schreibt er vielleicht morgen, sagte Chauffeur Kotflügel, aber wenn ich von mir reden soll, muß ich der Zeitung recht geben. Es gibt so Maschinchen, die haben Verstand wie ein Mensch und sitzen voll Rücken und Tücken wie ein Weibsbild. Da hab ich mal einen Wagen gefahren, einen Wagen sage ich euch, einen Wagen! Der brauchte eine Strecke einmal gefahren zu sein und du brauchtest dein Lebtag das Steuerrad nicht mehr in die Hand nehmen, wenn du den Weg zurück mußtest. Ich habe das mal ausprobiert.

Ich war mit dem Wagen in Köln gewesen und todmüde kam ich in der Nacht zurück. Dabei stockfinster und Nebel so dick, daß du ihn schneiden könntest. Ich meinte, ich wär nicht vorwärts und nicht rückwärts gekommen. Schließlich war ich's leid und ließ die Karre laufen, wohin sie wollte.

Und wo seid ihr gelandet?

Das will ich eben erzählen. Todmüde wie ich bin, liege ich, ohne daß ich es wollte, nach ein paar Minuten schon mit dem Kopf auf dem Steuerrad und penne. Ich weiß nicht, was ich alles geträumt habe, aber plötzlich gibt es einen Ruck. Ich wache auf, und was meint ihr, wo ich war? Genau vor der Garage standen wir. Und dabei hatte ich den ganzen Weg geschlafen.

Ja, solche Wagen gibt's, meinte ein Taxi-Chauffeur und kniff Kotflügel ein Auge zu. Ich habe auch mal so einen Wagen gefahren. Es war nach einer Hochzeit. Ich fuhr allein zurück. Auf einmal kommt es mir vor, als ob der Wagen bockt. Mal lag er rechts auf der Straße, mal links, und was ich auch machte, um Richtung zu halten, es gelingt mir nicht. Schließlich halte ich und sehe den Wagen nach. Ich machte den Motorkasten auf, krieche unter den Wagen, sehe alle Räder nach und kann nichts finden. Die Kurbelwelle lief wunderbar, kein Rad schlug aus, alle Reifen bis zum Platzen voll Luft, der Wagen lag an der Erde wie man sich's nicht besser wünschen kann. Alles schien in Ordnung und ich fuhr wieder los. Aber ich war noch keine 100 Meter weiter, da fing das Luder wieder an zu bocken. Mir wurde angst und bange. Wie leicht konnte ein Wagen von hinten kommen mit 70—80 drauf und ich lag mit meiner Karre im Krankenhaus. Also steige ich wieder aus und sehe nochmal genau nach. Wieder kann ich nichts finden. Schimpfend und fluchend laufe ich um den Wagen herum und will weiterfahren. Da komme ich mit der Nase zum Auspuff. Nanu, denke ich, was weht denn da für'n Düftchen. So als ob sich einer den Kanal voll Schnaps gekippt hat, noch das. Ich überlege, denke nach, und dann kontrolliere ich den Benzintank. Na, und was soll ich euch sagen. Da hatte man mir doch verdammt und doria Spirinus statt Benzin eingefüllt und den möchte ich sehen, der mit soviel Sprit im Bauch nicht torkelt wie'n Besoffener.

Das ist unangenehm, sagte Kotflügel, aber immer noch nicht so schlimm, als wenn man mit seinem Wagen plötzlich auf der Landstraße liegt. Kein Tropfen Benzin mehr im Tank und 10 Kilometer von der nächsten Dapolinpumpe weg. So ist es mir mal gegangen. Und dann kein Wagen weit und breit, der einen abschleppen kann. Das ist vielleicht ein Situatiönchen.

Und wie bist du rausgekommen? Hast du den Wagen abgeschlossen und Benzin rangeholt?

Wollte ich, aber da fiel mir eine Geschichte ein, die ich in der Jugend einmal gehört. Ihr kennt ja die Geschichte von dem Esel, der nicht ziehen will und den der Bauer mit einem Heubündel lockt, das er vor ihm an einer Stange aufhängt und der nun hinter dem Heubündel herläuft und herläuft und es doch nicht kriegt.

Du hast es doch nicht wie der Bauer gemacht?

Genau so.

Mit Heu?

Quatsch. Seit wann frißt ein Auto Heu.

Natürlich mit Benzin.

Aber du sagst doch, du hättest kein Benzin mehr gehabt.

Natürlich hatte ich kein Benzin mehr. Aber ich hatte doch mein Feuerzeug in der Tasche. Das habe ich aufgemacht und dem Auto vor den Kühler gehalten, so, daß es den Duft davon kriegte. Und so habe ich es denn bis zur nächsten Tankstelle gelockt.

Bist ein Mordskerl.

Im Lügen, sagte Kühlwasser bissig und las seine Zeitung weiter.

Erich Grisar.

VERLANGET UEBERALL

Vom fröhlichen Zechen und allerlei Rausch. Häufig bezeichnet man den Alkoholtrinker als besondern Lebenskünstler und Genießer. Während der Säufer für jeden ein abschreckendes Beispiel ist, hat das Bild des frohsinnigen Weintrinkers etwas verführerisches. Man muß schon schärfer sehen, wenn man die Kehrseite erkennen will. Man frage daher nicht nur die Wirtshauskumpane und Freunde, sondern auch einmal Frau und Kinder des Betreffenden, und das Bild erscheint wesentlich anders als an dem geselligen Abend. Verführerisch klingen auch die Schlagwörter der Alkoholfreunde von der Alkoholpoesie, von der Freude, die der Alkohol den Menschen bringe, dem Alkohol als Sorgenbrecher usw. . . . Traurig und spießbürgerlich ist es, wenn man den Alkohol nötig hat, um sich über den Alltag hinwegsetzen zu können. Bist du bekümmert und unfroh, mache einen Weg in die herrliche Natur, schwimme, beteilige dich an einem Wettspiel, laufe Schlittschuh, unterhalte und unterrichte dich in Gesellschaft hervorragender Menschen, gehe in ein schönes Konzert oder höre es im Radio, erfreue dich an einem guten Buch oder einem Kunstwerk, und der Alkoholrausch, der eher das Unedle im Menschen weckt, wird dagegen als etwas Dumpfes und Abgeschmacktes erscheinen. Hast du nie den Rausch der Begeisterung erlebt, wenn du den Sonnenaufgang auf mühsam erstiegenem Berggipfel sehen oder den Genuß einer sausenden Skifahrt kosten durftest? Wer die Flügel der Begeisterungsfähigkeit für das Große und Schöne hat, der braucht auch bei äußerer Not keinen Alkohol. (MUDr. H. Schall, „Warum krank sein? Wille und Weg zur Gesundheit", Verlag C. Kabitzsch, Leipzig.)

Kunst und Wissen.

„Bubi." (Silvester-Nachtvorstellung im Prager Neuen Deutschen Theater.) Mit der musikalischen Kost für eine Silvester-Nachtvorstellung nimmt man es bei uns hinsichtlich der Schmackhaftigkeit nicht allzu streng — auch wenn es sich nur um eine Operette handelt; das einzige Ziel scheint die Unterhaltung des Publikums zu sein. Daß dieses mit feineren und schmackhafteren Leckerbissen zum Silvester verköstigt und dabei auch vortrefflich unterhalten werden könnte, hat man bei uns seit Jahr und Tag vergessen. So wurde auch heuer eine sehr mäßige und nicht einmal allzu lustige Schwankoperette serviert. Sie heißt „Bubi" und benützt ein von Fred Hekler und Adolf Schütz verfaßtes, in der Handlung mehr lächerliches als amüsantes, in den Gesangstexten arg holpriges Textbuch, dessen Held diesmal ein „Bubi" genanntes ausgewachsenes zwanzigjähriges, geigendes Wunderkind ist, das auf der einen Seite das ewige Wunderkind bleiben soll, um die geschäftliche Melkkuh für seinen Impresario zu sein, auf der anderen Seite durch natürliche männliche Triebe Unheil und Verwirrung stiften muß, bis alles schließlich doch zum glücklichen Ende gelangt. Die Musik, die Willy Engel-Berger dazu geschrieben hat, ist Operetten-Dutzendware unbedeutendster Art, weder melodisch noch im Rhythmus und in der Instrumentation originell. Das Ganze also kein erwärmender Silvester-Punsch, sondern ein recht lauer Silvester-Pantsch. Die reproduktiven Leistungen hätten daher für das produktive Nichts entschädigen müssen. Aber auch da gab es Enttäuschungen. Wirklich humorvoll und zur Heiterkeit zwingend war nur Max Schipper in der Hauptrolle des Bubi, der seine große Aufgabe darstellerisch und tänzerisch mit nie ermüdender Passioniertheit und Liebenswürdigkeit löste. Seine weiblichen Partnerinnen, Frl. Reichlin und Frl. Carpentier, befriedigten nicht immer; erstere sah zwar entzückend aus und tanzte reizend, war aber stimmlich und schauspielerisch unzureichend; letztere präsentierte sich wieder als pikante und temperamentvolle Darstellerin, wirkte aber in tänzerischer Hinsicht mehr im akrobatischen als im künstlerischen Sinne und gefiel sich in nachteiligster Wortundeutlichkeit. Unter den männlichen Darstellern sind neben Herrn Schipper noch Rudolf Stadler und Robert Wolf als Hauptakteure zu nennen; doch war die Zeichnung der Rolle eines spleensüchtigen Lebemannes durch jenen denn doch etwas gar zu übertrieben operettenmäßig-trotterhaft. In kleineren Rollen sind Frl. Bertram (als ausgezeichnet charakterisierte geschwätzige Dame), Frau Longauer und die Herren v. d. Bruch, Götti und Schönberg zu nennen. Stadlers geschmackvolle Regie und Kapellmeister Waigands musikalische Leitung verhalfen der Operette vor dem aufnahmsfreudigen Publikum zu einem unverdienten Erfolge. e. j.

„Die Hochzeitsreise." (Silvestervorstellung in der Kleinen Bühne.) Für den Ulk einer Silvesteraufführung ist der Schwank der zwei Amerikanerinnen Mathew und Nichols" ein zureichendes Sujet. An die Charakterkomik des „Dreimal Hochzeit" der Nichols reicht die „Hochzeitsreise" allerdings nicht heran. Hier erschöpft sich der Humor in Verwechslungen und Quiproquos, wie eben in den meisten Schwänken, und das Bett, diesmal einer Schiffskabine, ist auch bei den amerikanischen Schülerinnen Berneuils und Guitrys ein unentbehrliches Requisit. Mit einem ausgesuchten Schwankensemble könnte man auch aus der „Hochzeitsreise" so etwas wie ein Zugstück für anspruchsloses Publikum machen, das alle Tage Silvester hat und ins Theater geht, weil das Kino einmal nicht standesgemäß genug, dann aber auch zu schwer, zu dramatisch, zu literarisch ist. Unser Ensemble kann für diese Sorte Theater noch nicht spezialisiert sein, da es ja ab und zu noch vor andere Aufgaben gestellt wird. Es war immerhin eine amüsante, „zweckdienliche" Unterhaltung. Besondere Mühe um die Silvesterstimmung gab sich Trenk-Trebitsch, dann wäre Liebl zu nennen. Reineke, Leitgeb, Ondra, Lamond, Schmerzenreich, Strauß, Ruska assistierten an mehr oder minder prominenter Stelle dem Ulk. fr.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Donnerstag (76—4), 7½ Uhr: „Bubi". Freitag (78—2), 7½ Uhr: „Die heilige Flamme". Samstag (79—3), 6 Uhr: „Die Meistersinger von Nürnberg". Sonntag, 3 Uhr: Arbeitervorstellung: „...Vater sein, dagegen sehr"; 7 Uhr (80—4): „Die große Unbekannte". Montag (81—1), 7½ Uhr: „Die Prinzessin auf der Erbse" — „Schwergewicht" — „Hin und zurück".

Spielplan der Kleinen Bühne. Donnerstag: „Hochzeitsreise". Freitag: „Bubi". Samstag: „Die Sachertorte". Sonntag, 3 Uhr: „Die heilige Flamme"; 7½ Uhr: „Hochzeitsreise". Montag (Bankbeamten I): „.. Vater sein, dagegen sehr".

Sport * Spiel * Körperpflege

Zweihundert Kilometer auf dem Wasser!

England, das die Weltgeschwindigkeitsrekorde für das Automobil und das Flugzeug hält, will nun von Amerika auch den Geschwindigkeitsrekord für Motorboote zurückerobern, den Amerika seit 1919 im Besitz hat. Dazu werden ganz unglaubliche Vorbereitungen getroffen.

Die Werft in Cowes, wo das neue Motorboot, „Miß England 2", gebaut wird, steht Tag und Nacht unter schärfster Bewachung, damit keine Einzelheit über die Konstruktion des Bootes bekannt wird. Man erfährt nur, daß das Boot im Mai vom Stapel laufen und auf dem Windermeresee seine Probefahrten machen soll. Es soll die phantastische Geschwindigkeit von zwei Meilen in der Minute, also zweihundert Stundenkilometer, mindestens aber hundert Meilen, das sind etwa 180 Kilometer, in der Stunde erreichen. In das Boot, das nur etwa 11.5 Meter lang wird, werden Motoren eingebaut, die 4000 Pferdestärken entwickeln sollen. An den Konstrukteur des Bootes werden große Anforderungen gestellt, da das Rennboot infolge seiner hohen Geschwindigkeit fast ganz über Wasser fährt; für die Ausbalancierung und die Wendefähigkeit ergeben sich so ganz neue Probleme. Finanziert wird der Bau von dem Sportmäzen Sir Charles Walefield, und man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß England sich seit 1919 den Kampf für die Zurückeroberung des Motorbootrekords etwa acht Millionen Schilling hat kosten lassen.

Zu den Unterschlagungen im sächsischen Schwimmerlager.

Die Untersuchungen gegen den Vorsitzenden des sächsischen Kreises im Deutschen Schwimmverband, Dr. Bunner (Dresden), wegen Unterschlagung und Urkundenfälschung bringt unglaubliche Zustände an das Tageslicht. Von 692.000 Mark, die Dr. Bunner für den Schwimmkreis zur Verfügung hatte, müssen gegen 300.000 Mark als unterschlagen angesehen werden. Dr. Bunner hatte bei mehreren Banken die Kreisbeiträge von 15.000 Mark doppelt verpfändet. Der Zusammenschluß der Diskontogesellschaft und Deutschen Bank hat zur Aufdeckung der Betrügereien geführt. Möglich waren Dr. Bunner die betrügerischen Geldgeschäfte dadurch gemacht, daß er in Finanzgelegenheiten des Sächsischen Schwimmkreises ganz schalten und walten durfte, wie ihm beliebte. Das stellt der Leitung des Schwimmkreises ein besonderes Armutszeugnis aus. Dr. Bunner hat amtlichen Stellen gegenüber die Mitgliederstärke des Schwimmkreises mit 45.000 angegeben, in Wirklichkeit waren es nur 7000 Mitglieder. Darlehensgesuche von gar nicht bestehenden Schwimmvereinen sind von ihm angefertigt, mit gefälschten Stempeln versehen und von ihm befürwortend weitergeleitet worden. Die bewilligten Gelder gingen durch seine Hände als Kreisleiter und blieben natürlich auch bei ihm hängen. Die Betrügereien gingen jahrelang. Wenn jetzt in der bürgerlichen Presse Dr. Bunners Verdienste um den bürgerlichen Sport angeführt werden, so ist dies ein höchst überflüssiger Versuch der Ehrenrettung. Seine Handlungen haben neben dem Sport auch das Sächsische Arbeits- und Wohlfahrtsministerium in arge Mitleidenschaft gezogen. Nicht nur, daß die vom Ministerium für die „Bunner-Schwimmvereine" gezahlten Darlehen zum Teufel sind. In sächsischen Wirtschaftskreisen macht sich durch den Bunner-Skandal eine starke Gegnerschaft gegen das Ministerium bemerkbar. Ein größeres Wirtschaftsunternehmen der Lausitz fordert in einem offenen Briefe, die Aufgaben dieses Ministeriums einer anderen Stelle zu übertragen, da es das Recht verwirkt habe, der Wirtschaft weiter vorzustehen, oder sich als Führer in Wirtschafts- und Wohlfahrtssachen auszugeben. — Ein am 15. Dezember in Dresden stattgefundener außerordentlicher Sächsischer Kreisschwimmtag war nahe daran, den Konkurs des Kreises zu erklären. Schließlich kam es zu einem Gläubigerausschuß und dem Versuch einer Sanierung der Schuldenlast.

Literatur.

Zwei Bücher von Zane Grey: „Nevada" und „Unter dem Licht der westlichen Sonne". Verlag Th. Knaur Nachf., Berlin W 50. Geh. je 2.85 Mk. Je erfolgreicher eine Lektüre die Menschen wenigstens für Stunden aus der öden Monotonie des Werk- und Alltagslebens zu reißen vermag, desto eher findet sie Freunde. Zane Grey, der treffliche Kenner des Westens Amerikas, dort wo es am „Wildesten" ist und Erzähler spannender Begebenheiten aus diesen Gebieten, aus Prärien und wilden Bergschluchten, versteht es, solche Lektüre zu schaffen und man darf ihm nachsagen daß es immerhin mehr als bloße Unterhaltungslektüre ist, die seine gewandte Feder schafft. „Nevada" führt den Leser nach Arizona und es sind bunte, bewegte Geschehnisse, die der Roman lebendig und mit Geschick vorführt. Auf Zerfaserung komplizierter Seelenvorgänge darf man sich allerdings nicht gefaßt machen, aber wer nicht hohe und literarische Ansprüche an das Buch stellt, wird an der Handlung und der fesselnden Art, wie sie erzählt wird, sein Vergnügen haben. Auch der zweite Roman „Unter dem Licht der westlichen Sterne" führt, wie schon der Titel besagt, in die Wildnisse des Westens und gewandt versteht es der Erzähler, den Gegensatz zwischen dem Leben und den Menschen hier mit Segnungen der sogenannten Zivilisation und den in ihrem Bannkreis stehenden Menschen hervorzuheben. r.

„Dr. Zimmertürs Ferienabenteuer." Von Frank Heller. Verlag Grethlein u. Co., Leipzig. Kart. 3.75 Mk., geb. 4.75 Mk. Es gibt Kriminalgeschichten in Menge, die nur dem geistig Anspruchslosesten genügen und oft auch nicht einmal diesem. Frank Heller, der dänische Verfasser einer ganzen Reihe von Erzählungen aus dem Reiche der Verbrecherwelt, wird man nicht unter diese ohne Geist, Witz und Phantasie fabrizierenden Verfasser solcher Geschichten einreihen können. Vor allem verfügt er, was den meisten andern meist vollständig fehlt, über guten Humor und wenn auch manches, was er erzählt, höchst unwahrscheinlich anmutet, so bestaunt man doch seine Fertigkeit, Geschicklichkeit und die liebenswürdige, amüsante Art, mit der er dem Leser die unmöglichsten Geschichten glaubhaft und interessant zu machen sucht. In seinem neuen Buche hat Frank Heller an Stelle des reichlich strapazierten Meisterschwindlers und Meisterdetektivs einen neuen Helden treten lassen, etwas ganz „Modernes", denn Dr. Zimmertür ist Psychoanalytiker, dazu Philosoph, der nach ganz eigener Methode Verbrecher entlarvt, wobei es ihm weniger darum geht, diese der Polizei in die Hände zu spielen, als vielmehr um den Reiz, den ihm dieses gewagte Spiel bereitet. Als Ort der Handlung hat der Verfasser wieder die Riviera erwählt und niemand wird dem Buche Langweiligkeit nachsagen können. r.

Herausgeber: Siegfried Taub.
Chefredakteur: Wilhelm Kreßner.
Verantwortlicher Redakteur: Dr Emil Strauß, Prag
Druck: Rota A.-G. für Zeitungs- und Buchdruck, Prag
Für den Druck verantwortlich: Otto Horch, Prag
Die Zeitungsmarkenverrechnung wurde von der Post- u. Telegraphenverwaltung mit Erlaß Nr 127 451/VII/27 am 14 Nov 1927 bewilligt.

Prosit Neujahr 1930

Kaaden:
Alexander Schneider.

Karlsbad:
Georg Kramer.

Olmütz:
Julius Leiß und Frau.

Mohamed Hohu Ben Larbi.

Von Jean Guerre.

SPD. „Der schlimmste Feind des Arabers ist der Araber selbst", sagte mir der Gendarmerie-Hauptmann. „Die Eingeborenen wissen sehr gut, daß sie ohne uns keine Arbeit, keine Ordnung, keinen Wohlstand hätten. Es herrschte hier, ohne uns, ein ständiger Kampf zwischen den Stämmen, das Anwachsen der Verbrechen und Diebstähle gar nicht gerechnet. Unsere Aufgabe besteht heute weniger darin, Schutz den Europäern, als Schutz den Eingeborenen zu gewähren . . ."

Ich glaubte nicht recht daran. Wir waren im Süden, und ich hatte mich immer noch nicht daran gewöhnt, meine Pariser Anschauungen in dieser Wüste abzulegen, die für uns das Land der Mysterien, der Schrecken und der Barbarei bedeuten. Ich fragte den Hauptmann, der hier eine Art Behörde darstellte: „Es wäre aber wohl dennoch nicht ratsam für einen Europäer, sich hier allein zu zeigen?"

Der Hauptmann lachte vergnügt. „Sie können", sagte er, „sich von Biskra bis nach Tunggrust, von Margla bis nach In-Sabat mit größerer Sicherheit bewegen, als in den Straßen von Paris. Ich wiederhole Ihnen: hier ist der Araber nur für den Araber gefährlich, und deshalb sind wir eben da."

Ich gab die Diskussion auf. Ueberzeugt war ich allerdings nicht. Die Neugierde, noch mehr zu erfahren, zwang mich, das Gespräch wieder aufzunehmen.

„Und schlagen sich diese Leute?" fragte ich ihn. „Schlagen? Sie morden sich!" antwortete er. „Und es ist nicht immer leicht, die Schuldigen herauszufinden!"

Ich wollte noch mehr wissen, aber der Hauptmann hatte mit einigen Akten zu tun. Mit einer Geste befahl er seinem Spahi, sich zu entfernen. Dann stopfte er seine Pfeife, rauchte sie an und vertiefte sich in seine Gedanken. Ohne Aufforderung begann er nun zu erzählen:

„Da Sie ja schreiben, will ich Ihnen „meine Geschichte" erzählen. Lassen Sie mich einigermaßen meine Gedanken ordnen! Haben Sie von der Mordaffäre bei den Fellachen gehört? Nein? Allerdings kamen Sie ja auch erst später hierher. Hören Sie zu: eines Morgens kam der Kaid in großer Eile mit der Meldung zu mir, ein Araber wäre in der Nacht ermordet worden. Wer der Täter war, wußte der Mann wie gewöhnlich nicht. Die Leute vom Fellachenstamm sind schlecht beleumundet. Sie rauben und morden, und ich war deshalb auch über diese Nachricht nicht besonders aufgebracht.

Sie kennen die Oase im Südwesten, nicht wahr? Es war ein herrlicher Wintertag — wie bei uns im Frühling —, als wir aufbrachen. Wir durchquerten die Wüste in der Höhe von Sidi-Larzur, die — so behauptet die Legende — noch kaum Wasser zu sehen bekommen hat, selbst in den Tagen der Regenzeit nicht. In der Oase angekommen, begann ich mit meinen Erhebungen. Die Leiche trug einen Dolchstich, der zwischen den Schulterblättern eingedrungen war und das Herz durchbohrt hatte. Der Tod mußte auf der Stelle eingetreten sein. Der Dolch war eine echte Maurenarbeit. Die Tat war in den Abendstunden am Fuße jener alten Ruine, die Sie ja kennen, begangen worden. Das Opfer war ein reicher Mann, und deshalb glaubte ich, als Motiv der Tat Diebstahl annehmen zu können, als mich dann unerwartet ein Zufall eines Besseren belehrte.

Ich sah nämlich bald einen armen Teufel an mich herantreten, der mit mir zu sprechen wünschte. Er war äußerst elend gekleidet, wie man dergleichen nur im Lande der glühenden Sonne zu sehen bekommt. Barfuß, mit einem aus Lumpen gedrehten Turban, einem Burnus, der einem Sieb glich und der ihm kaum bis an die Knie reichte, machte der Mann mit seinen scheuen Blicken einen geradezu erbärmlichen Eindruck. Er kam näher, hob die Hand zum Gruße und erklärte, Mohamed Hohu Ben Larbi zu heißen und den Mord an Alassa Ben Tehar — so hatte sich der Ermordete genannt — verübt zu haben. Er fügte noch hinzu, er hätte dem Mann aufgelauert, ihn meuchlings überfallen und ihm dann sein Geld abgenommen. Dann sei er nach Biskra gegangen und habe dort das Geld verausgabt. Seiner Frau habe er Zucker, Datteln und Leckereien mitgebracht. Als Motiv zu der Tat gab er an, gehungert zu haben. Die Untersuchung ergab, daß der Araber die Wahrheit sagte. Man fand auch in seiner Hütte die Lebensmittel.

Was sollte ich tun? Ich verfaßte meine Meldung an das Kriegsgericht, um den Schuldigen seinen Richtern zu übergeben. Während der Zeit der Erledigung blieb er hier in Haft. Ich dachte kaum mehr an diesen Fall, außer, wenn seine Frau kam und um Erlaubnis bat, ihn besuchen zu dürfen. Aber Sie würden niemals erraten, was mir der Verhaftete eines Tages beichtete!

Er war doch nicht der Mörder! Der Mörder war ein gewisser Abd el Kader Ben Elkadder, ein Nachbar des Ermordeten, auch ein reicher Mann. Dieser hatte dem armen Teufel die Summe von 1500 Franken versprochen, wenn er den Mord auf sich nähme. Mohamed Hohu Ben Larbi erzählte mir: „Ich war von jeher schon ein armer Teufel, und ich wollte ein einziges Mal in meinem Leben jene Freuden genießen, die mir das Schicksal vorenthalten hat. Man wird mich erschießen, dachte ich bei mir, aber Allah, sein Name sei gepriesen, weiß, daß ich unschuldig bin."

Abd El Kader übergab ihm — so erzählte er weiter — eine Summe von 1000 Franken und versprach, den Rest im Verlaufe von acht Tagen auszuzahlen. Nun seien mehr als vierzehn Tage vergangen und Abd el Kader habe noch immer nicht gezahlt. Mohamed Hohu Ben Larbi kam zu der Einsicht, daß er betrogen wurde. Also mußte er das Geheimnis enthüllen und den wirklichen Mörder verraten.

Seine Erklärungen erwiesen sich als wahr. Es wurde alles klar und deutlich festgestellt," so endete der Gendarmerie-Hauptmann.

„Aber weshalb hat Abd el Kader seinen Nachbarn ermordet?" fragte ich.

„Aus dem einzigen Grunde", erklärte mir der Hauptmann, „weil dieser ihn eines Abends um einen Teil seines Wassers brachte, das heißt: während einiger Minuten den Lauf der kleinen Quelle aufhielt und so Wasser gewann, das nicht für seine Palmen bestimmt war . . ."

„Und deshalb wurde der Mann ermordet?" warf ich entrüstet ein. „Eigentümliche Sitten der Wüste!"

„So, lieber Freund," erwiderte mir der Hauptmann. „Andere Länder, andere Sitten!"

Autorisierte Uebertragung von Bodo M. Vogel.)